



Weg damit

Hochschulen wehren sich gegen neues Gesetz in NRW

Hochschulpolitik - Seite 5

Weit weg

Ins Leipziger Umland mit dem neuen MDV-Ticket

Kultur - Seite 11

Wieder da

VEB-Kleiderkombinat wird wiederbelebt

Leipzig - Seite 13



campustravel.de

universitätsstraße 20 · 04109 leipzig
leipzig@campustravel.de

Illegal?

Damals war die Welt noch in Ordnung. Damals, als der 42-jährige Fußbodenleger Dirk B. aus Leipzig mit seiner Seite kino.to online ging. Eine kleine Community aus Nerds schloss sich zusammen, um es den großen bösen Filmleuten so richtig zu zeigen. Alles verfügbar und alles kostenlos. Eine Art moderne Robin Hoods, die sich gegen die Reichen zur Wehr setzten. Auch die Nutzer bemerkten diesen sozialromantischen Anstrich. Und so wirkte die Webseite gar nicht unbedingt illegal, als man sich mal wieder eine neue Serie am Stück anschaute.

Doch die Zeiten haben sich geändert. Kino.to ging 2011 offline, im selben Jahr kam das neue kinox.to. Aus dem einst ein wenig romantisch verklärten, mitunter sogar als anti-kommerziell idealisierten Nerd-Portal ist ein digitales Imperium geworden – unter der Führung der Selimi-Brüder. Erpressungen, Brandanschläge auf Konkurrenten und Gewinne im Millionenbereich, so sehen die Verhältnisse hinter dem harmlosen Schriftzug kinox.to aus. Von „kostenlos“ kann keine Rede mehr sein. Das kriminelle Element an der Seite ist nunmehr nicht zu übersehen. Was bleibt, ist das mulmige Gefühl, irgendwie nun Mittäter zu sein. Sind uns das die kostenlosen Filme wert?

Junges Gemüse tummelt sich an der Uni zuhause, dieses Semester mehr als je zuvor. Da muss man schon mal zusammenrücken. Stören muss das natürlich niemanden, denn als frischgebackener Ersti ist man doch gerade eben erst der elterlichen Nestwärme entschlüpft und kann sich gemütlich bei Kommilitonen und Kommilitoninnen ankuseln. Das schafft gleich die idealen Bedingungen, eine neue, eigene Familie zu suchen oder zu gründen. Es gibt so viele Möglichkeiten, die Menschen des Herzens zu finden – wir haben ihnen die Themen-seiten acht und neun dieser Ausgabe gewidmet. Das Bild der Familie hat sich in den letzten 100 Jahren gewandelt: Ehe bedeutet nicht mehr, dass man bis zum Tod zusammen bleibt, die Zahl der Singlehaushalte ist gestiegen und die Kreativität für neue Formen von Lebensgemeinschaften kennt keine Grenzen, Elternsein und Studium passt hervorragend zusammen.

Passend zum jungen Gemüse wurde Leipzig als vegan-freundlichste Stadt Deutschlands ausgezeichnet – Grund genug, auch dem Grünzeug ein Cover zu widmen.

Junges Gemüse sucht neues Zuhause

Familien von heute sind bunt gemischt



Die Gemüsefamilie gratuliert: Leipzig ist vegan-freundlichste Stadt 2014 (Seite 13)

Foto: jf

Kürzungsstopp mit Bedingungen

Koalitionsvertrag in Sachsen: Kein Stellenabbau ab 2017 und mehr Geld für Studentenwerke

CDU und SPD haben sich in Sachsen auf einen mehr als 100 Seiten starken Koalitionsvertrag verständigt, der für die Hochschulen die Weichen für die kommenden Jahre stellt. Wichtigster Punkt ist der Verzicht auf den Abbau von 754 Stellen ab 2017. Voraussetzung dafür ist jedoch, dass sich Wissenschaftsministerium und Hochschulen bis Ende 2016 auf eine „Hochschulentwicklungsplanung 2025“ einigen. Ein Großteil der ursprünglich angekündigten 1.042 Stellenstreichungen bis 2020 wäre damit vom Tisch.

Immer wieder hatte es in den vergangenen Jahren in Anbetracht veralteter Prognosen zur Entwicklung der Studienanfängerzahlen Kritik an den Plänen gegeben. An dem Stellenabbau bis 2016 hält die Koalition jedoch fest.

Außerdem sieht der Koalitionsvertrag mehr Masterstudienplätze, die Sicherung studentischer Rechte und Interessen, deutlich

erhöhte Landeszuschüsse für die Studentenwerke, eine Stärkung der Lehrerbildung, Mindeststandards für befristete Arbeitsverhältnisse, eine bessere Gleichstellung von Frauen, den Abbau von Hürden für Menschen mit Behinderung sowie eine bessere Vereinbarkeit von Studium und Familie vor. Das Erststudium in Regelstudienzeit soll für EU-Bürger weiterhin kostenfrei bleiben.

Annekatrien Klepsch, stellvertretende Vorsitzende der Linksfraktion im sächsischen Landtag, begrüßt die größere Planungssicherheit für die Hochschulen sowie höhere Zuschüsse für die Studentenwerke ebenso wie angekündigte Mindeststandards für befristete Arbeitsverhältnisse. Jedoch übt Klepsch Kritik am fortgesetzten Stellenabbau bis 2016 und dem Vorbehalt, unter dem der Kürzungsstopp ab 2017 steht. „Das Hochschulfreiheitsgesetz räumt dem Sächsischen Wissenschaftsministerium hier gegenüber den

Hochschulen eine faktische Erpressungsmöglichkeit ein, auf die unverhohlen Bezug genommen wird“, sagt Klepsch. Für die Hochschulen gelte das Prinzip „Friss oder stirb“.

„Wir verurteilen die qua Koalitionsvertrages aufgehobene Streichung von 754 Stellen an den sächsischen Hochschulen aufs Schärfste, zeugt diese dem Wesen von zeitgemäßer Politik naturgemäß entsprechende Vorgehensweise doch von einer erbarmungslosen Kompromisshaftigkeit“, sagt Charlotte Wegen von der Aktionsgruppe „Amputees“. Gemeinsam mit rund einem Dutzend Mitstreitern hatte die Theaterwissenschaftlerin im Juli für anderthalb Wochen das Rektorat besetzt und den Erhalt ihres Instituts sowie mehr Transparenz und Mitbestimmung in den Entscheidungsprozessen gefordert. Die „Amputees“ kritisieren den Verzicht auf die Rücknahme der Stellenstreichungen bis 2016.

Der Stura der Uni Leipzig betont in diesem Zusammenhang, dass einige Institute und Studiengänge weiterhin von der Schließung bedroht seien. Er kritisiert außerdem die nicht näher definierte Erhöhung der Zuschüsse für die Studentenwerke und bedauert, dass für Nicht-EU-Ausländer weiterhin Studiengebühren erhoben werden können. Andrea Diekhof, Geschäftsführerin des Studentenwerkes Leipzig, blickt derzeit optimistisch in die Zukunft: „Auf der Prioritätenliste der zehn wichtigsten Maßnahmen in der jetzt zur Abstimmung stehenden Koalitionsvereinbarung von CDU und SPD steht die für den Betrieb und Erhalt der Menseninfrastruktur dringend benötigte Erhöhung der Zuschüsse für die sächsischen Studentenwerke an vierter Stelle. Darüber freuen wir uns sehr, zeigt es doch, dass die politisch Verantwortlichen den hohen Stellenwert unserer Arbeit für die Studierenden zu schätzen wissen.“ Das Stu-

dentenwerk könne sich nun der Aufgabe stellen, allen Studierenden durch vielfältige Angebote ein erfolgreiches Studium zu ermöglichen. Eine ausführliche Bewertung seitens des Studentenwerkes ist angedacht, sobald die Koalitionsbildung abgeschlossen ist.

Die Leipziger Unirektorin Beate Schücking freut sich in Anbetracht des angekündigten Verzichts auf Stellenkürzungen ab 2017 über das Ende eines „für die Hochschulen sehr bedrohlichen Szenarios“ und kündigt einen konstruktiven Dialog mit der Landesregierung an. „Natürlich bleibt abzuwarten, wie die Sätze der Koalitionsvereinbarung mit Leben gefüllt und wie die Vereinbarungen über die Hochschulentwicklung am Ende aussehen werden.“

Das Ergebnis der SPD-Mitgliederbefragung über den Koalitionsvertrag wurde nach Redaktionsschluss verkündet. Eine Zustimmung galt als wahrscheinlich.

René Loh

Autonomie NRW-Gesetz

Mehr Einfluss auf die Hochschulen in Nordrhein-Westfalen: Mitte September verabschiedete das Parlament dort ein Gesetz, das die Arbeits- und Studienbedingungen neu regelt. „Mehr Transparenz, mehr Demokratie und eine gemeinsame Planung auf Landesebene“ der Hochschulentwicklung soll das sogenannte Hochschulzukunftsgesetz ermöglichen. Svenja Schulze (SPD), Ministerin für Innovation, Wissenschaft und Forschung, legte bereits im November 2013 den Entwurf vor. Hochschulrektoren und Studierendenvertretungen waren empört über den Vorschlag: Sie sahen darin die Autonomie der Hochschulen gefährdet. Trotz Protest – die Novelle wurde verabschiedet. „Ein Gesetz, das nicht zukunftsweisend ist“, war die Reaktion in einer Pressemitteilung der Landesrektorenkonferenz Nordrhein-Westfalen auf die Verabschiedung.

Der Entwurf sieht vor, dass den Unis durch das Ministerium das Promotionsrecht entzogen werden kann, zudem sollten Informationen zu den abgeschlossenen Forschungsprojekten, die aus Drittmitteln von privaten Firmen finanziert wurden, veröffentlicht werden. Im Gesetz bleibt das Promotionsrecht erhalten, beendete Forschungsprojekte müssen jedoch nun veröffentlicht werden. Die Firmengeheimnisse sollen dabei gewahrt bleiben.

Auch die übrigen Punkte des ersten Entwurfs wurden weitgehend umgesetzt. Insbesondere Artikel 20 Absatz 5 ist brisant: „Die Hochschule veröffentlicht jährlich an geeigneter Stelle die für die Tätigkeit im Haushaltsjahr gewährten Bezüge jedes einzelnen hauptberuflichen Rektoratsmitglieds unter Namensnennung.“ Zwangsexmatrikulation von Langzeitstudienten und Anwesenheitspflicht wurden abgeschafft, dafür eine Frauenquote eingeführt. Im Hochschulrat sollen mindestens 40 Prozent Frauen sein, der Anteil in der Professorenenschaft soll künftig mindestens genauso hoch sein wie in der Qualifizierungsstufe darunter. Letzteres ist damit keine feste Quote, da der Anteil der Frauen im akademischen Mittelbau in den verschiedenen Disziplinen stark variiert.

Studentenvertretungen werden einer stärkeren finanziellen Kontrolle unterworfen. Der Einfluss des Hochschulrats wird eingeschränkt, dafür aber der Senat mit mehr Macht ausgestattet. Im Vorfeld der Verabschiedung gab es Proteste Studierender, die das Hochschulfreiheitsgesetz als Gefahr für die Unabhängigkeit der Hochschulen sahen. Die Debatte erinnert an die Situation in Sachsen im Jahr 2012, als die schwarzgelbe Koalition das Hochschulfreiheitsgesetz verabschiedete. Damals protestierten Studierende gegen die Vorschläge der Landesregierung, wie etwa aus der verfassten Studierendenschaft austreten zu können, Zielvereinbarungen zwischen Landesregierung und den Universitäten einzuführen sowie Studiengebühren für Langzeitstudierende. *jf*

Männerdomäne Hochschule Frauen schaffen es deutlich seltener in Führungspositionen

Rektorin und Kanzlerin: Zwei Frauen in Führungspositionen an der Spitze der Hochschule. Was an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) in Leipzig mit Gesine Grande als Rektorin und Swantje Heischkel als Kanzlerin bereits Realität ist, soll nun auch an der Universität Leipzig für März oder April 2015 eintreten. Dann soll Birgit Dräger Kanzlerin werden und die Position der höchsten Verwaltungsverantwortlichen einnehmen. Neben der Rektorin Beate Schücking wäre sie die zweite Frau in der höchsten Führungsposition der Uni Leipzig. Eine Ausnahme in der deutschen Wissenschaftslandschaft. Frauen ganz oben in der hierarchischen Pyramide der Hochschulen gibt es selten. Bei den derzeit 386 Hochschulen, die das höchste Amt mit einer Einzelperson besetzen, sind 323 Männer an der Spitze und nur 63 Frauen – ein Anteil von 16 Prozent.

Immerhin: Im Jahr 2013 betrug der Anteil von Professorinnen an der Universität Leipzig 28 Prozent. Bundesweit waren es 2012 sogar nur 20 Prozent unter der hauptberuflich tätigen Professorenschaft. Zu Beginn des Studiums und einer möglichen wissenschaftlichen Karriere ist es genau andersherum: Die Frauen sind in der Überzahl. Fast 60 Prozent der Studierenden an der Uni Leipzig waren im Wintersemester 2013/14 Frauen. Mit zunehmender Qualifikationsstufe nimmt der Anteil der Frauen jedoch sukzessive ab. Bei den abgeschlossenen Promotionen waren 53 Prozent der Promovierenden weiblich.

Viele der Promovierenden sind auf einer halben Stelle angestellt, arbeiten in der Regel 20 Stunden pro Woche. Daneben schreiben sie an ihrer Promotion. Doch oft sind sie auch in Lehre involviert, müssen E-Mails beantworten, ein Netzwerk aufbauen, dafür reicht die Arbeitszeit oft nicht aus. Zu-



Schücking und Dräger



Foto: Swen Reichhold und MLU Halle

dem müssen sie auch zu Kongressen fahren, nicht selten sind die Ausgaben von den Promovierenden ganz, zumindest aber teilweise zu übernehmen. Zwar sind Männer mit den gleichen Bedingungen konfrontiert. Doch: „Es sind häufig die Frauen, die Aufgaben wie Pflege und Kindererziehung übernehmen“, sagt Georg Teichert, Gleichstellungsbeauftragter der Uni Leipzig. „Für Frauen ist die finanzielle Sicherheit für die Familie deshalb wichtiger.“ In der Wissenschaft Karriere zu machen bietet nicht die gleiche Sicherheit auf einen Arbeitsplatz.

Auf dem Weg nach oben hin zur Professur ist die Habilitation die Hürde, die Wissenschaftler nehmen müssen, um eines Tages einen Ruf zu erhalten und in eine Führungsposition zu kommen. Im Jahr 2013 waren von 36 abgeschlossenen Habilitationen nur 28 Prozent Frauen. „Bei den neuerteilten Rufungen gehen 30 bis 40 Prozent an Frauen“, so Teichert. Jahrzehnte seien Frauen benachteiligt worden, die Zahlen ließen sich nur langsam verändern.

Teichert erachtet auch den gendersensiblen Berufungsleitfaden an der Uni Leipzig als einen Fortschritt. „In dem Leitfaden haben wir versucht, strukturelle Benachteiligungen von Frauen durch Objektivierung der Bewertungskrite-

rien auszugleichen“, sagt Teichert. Der Leitfaden legt eine andere Bewertung von Leistungen zugrunde und bezieht auch die Leistung von Individuen in der Pflege und Kindererziehung mit ein. „Das muss mit einbezogen werden bei der Auswahl der Bewerber“, so Teichert. Auch muss offengelegt werden, wie Mitglieder der Berufungskommission zu den Bewerbern stehen, ob sie etwa schon länger mit diesen bekannt sind. Zudem soll es ein Kaskadenmodell geben: Bewerben sich 50 Prozent Frauen, sollten auch 50 Prozent Frauen eingeladen werden. Die Berufsordnung legt fest, dass in der Berufungskommission mindestens zwei Frauen unter den sechs Professoren sein müssen. Ein Mentoring-Programm, das das Gleichstellungsbüro ab dem nächsten Jahr anbietet, soll den Nachwuchswissenschaftlern unter anderem beim Netzwerken helfen. Zudem fördert das Gleichstellungsbüro den Ausbau der Infrastruktur, wie etwa Still- und Wickelräume, Eltern-Kind-Zimmer, Barrierefreiheit, um die Hochschule zugänglicher und familienfreundlicher zu machen.

„Solange es biologisch so bedingt ist, dass nur Frauen Kinder bekommen können, kann sich die Universität noch so viele tolle Sachen einfallen lassen“, sagt Mecht-

hild*. Sie hat bereits habilitiert und strebt auf die Professur zu. Mit Anfang oder Mitte 30, wenn die wissenschaftliche Karriere gerade Fahrt aufnimmt oder aufnehmen könnte, entschieden sich viele Frauen für den Nachwuchs. „Ich kenne keinen einzigen Mann unter den Professoren und Dozenten, der für die Kindererziehung zu Hause geblieben wäre.“ Erziehung des Nachwuchses und Pflege von Angehörigen werde oft von Frauen übernommen. „Wahrscheinlich bin ich gerade deshalb so weit gekommen, weil ich keine Kinder habe.“ Denn: In der Wissenschaft arbeite man zu 90 Prozent für sich selbst und an seiner Karriere. Zudem sei Kreativität nichts, das sich in einen normalen Arbeitszeitraum von 8 Uhr bis 17 Uhr zwängen lasse. „Wenn einem abends oder am Wochenende die Ideen kommen, ist für deren Ausarbeitung keine Zeit.“ Aber das sei nur ein Aspekt. „Das Netzwerk ist auch unglaublich wichtig im Berufungsverfahren, wie ich in meiner Gremienarbeit feststellen konnte“, so Mechthild. „Denn noch bevor es zur Ausschreibung kommt, werden für die Professur geeignete Personen gelistet, und da ist es sicher von Vorteil, wenn diese bekannt und geschätzt sind.“ Männer seien hier schneller dabei, sich mit Professoren zu vernetzen. „Die waren auch schon mal bei einer Kneipentour gemeinsam ein Bier trinken.“

Die ungleiche Verteilung von Studierenden hin zu Lehrenden und Forschenden – allen Bestrebungen zum Trotz – bleibt. „Ich könnte mir vorstellen, dass es noch weitere 100 Jahre dauert, bis sich nachhaltig etwas ändert und mehr Frauen in Führungspositionen sind“, so Mechthild. Sie plädiert inzwischen für die Frauenquote. *Julian Friesinger*

* Name wurde von der Redaktion geändert.

Credit Points nur Richtwert Arbeitsaufwand im Studium variiert stark



Sebastian Stieler

Foto: privat

Um im Studium nicht den Überblick zu verlieren gibt es extra für die Universität „Maßeinheiten“. Leistungspunkte oder auch Credit Points geben an, wieviel ein Modul zum Studium

beiträgt. Der Workload bestimmt dabei, genau wie die Semesterwochenstunden, kurz SWS, die aufzubringende Zeit. Die Rektoratskommission Lehre, Studium, Prüfungen (LSP) beschäftigt sich mit diesen Angaben und wie sie umgesetzt werden.

Sebastian Stieler hat ein abgeschlossenes Studium in Kommunikations- und Medienwissenschaften und studiert mittlerweile Pharmazie. Er ist auf einen Vorschlag des Stura vom Rektorat in die Kommission LSP berufen worden. Seit 2010 hat Stieler Einblick in die Kommission, wo überlastete Module geprüft werden. Paradoxerweise versuchten einige Fächer ihre Leistungspunkte mit SWS gleichzusetzen und SWS mit Zeitstunden zu übersetzen, so Stieler. Doch die Rechnung sieht anders aus: ein Leistungspunkt steht für 25 bis 30 Stunden Arbeitsauf-

wand, eine SWS bedeutet 45 Minuten Kopferbrechen pro Woche. In einem Semester sollte man 30 Leistungspunkte machen, was 900 Stunden Arbeit bedeuten würde.

Viele Studenten berichten aber von Modulen, bei denen es reicht, lediglich einmal zum Seminar zu kommen und ein Referat zu halten und deren Veranstaltungen inhaltlich nicht zusammen hängen, dennoch aber gemeinsame Prüfungen haben. Stieler selbst kommt zu einem ähnlichen Ergebnis: „Im fortschreitenden eigenen Studium bin ich zur Erkenntnis gelangt, dass ich im Studium Kommunikations- und Medienwissenschaften nicht einmal annähernd den in der Prüfungsordnung geforderten Arbeitsaufwand geleistet habe.“

Leistungspunkte sollen ein Richtwert sein, der beispielsweise

den Wechsel in einen anderen Studiengang erleichtert. Man kann sehen, wieviel der Student bereits in seinem Studium geleistet hat. Das wiederum wäre hilfreich, wenn jeder Student Leistungspunkte und SWS für sich selbst neu definiert. Die Universität bemühe sich um transparentere Angaben, so Stieler, und appelliere an die Institute, neue Schätzungen für den Arbeitsaufwand vorzunehmen.

Das Resultat zeigt jedoch: „Die Kreativität kennt hier keine Grenzen. Selbst für das Ausdrucken, Lochen und Abheften der Unterlagen für eine Veranstaltung haben einige Module noch Zeit vorgesehen.“ Demnach sei es kein Wunder, dass sich einige Studenten deutlich unterfordert und andere hingegen völlig überfordert fühlen.

Greta-Sophie Strauß

Unsichtbare Begleitung

Eine junge Frau erzählt über das Studium mit einer Krankheit, die man ihr nicht ansieht

Maia sitzt in der Vorlesung und kann die Augen kaum aufhalten. Erst die Hälfte der Zeit ist vorbei, aber ihre Konzentration ist erschöpft. Es ist Zeit für eine Pause, sie verlässt den Hörsaal und geht ein paar Schritte. Aber nicht, weil Maja die vergangene Nacht durchgemacht hat. Die junge Frau ist chronisch krank. Äußerlich ist ihr nichts anzusehen: Maja ist groß, schlank, hat dunkelblonde Haare und blaue Augen, treibt Sport. Aber sie hat Multiple Sklerose, eine entzündliche Erkrankung des Nervensystems, an der in Deutschland etwa 130.000 Menschen leiden.

Vor vier Jahren kribbelten Majas Finger, wurden taub, sie hatte Symptome, die man nicht ernst nimmt, wie sie heute sagt. Sie gipfelte in einer Entzündung des Sehnervs, die damals Achtzehnjährige ist vorübergehend blind auf einem Auge, hat Depressionen und schläft zehn Stunden am Tag.

Ihre Freunde haben das nicht ernst genommen, sagt die Studentin der Geisteswissenschaften. Sie erklärt es sich mit einem Schutzreflex. An den Moment, in dem Maja endgültig einsieht, dass etwas nicht stimmt, erinnert sie sich noch genau. Sie war schwimmen. Als sie den Kopf nach vorne

~~~~~  
**Krank, nicht verkatert**  
~~~~~

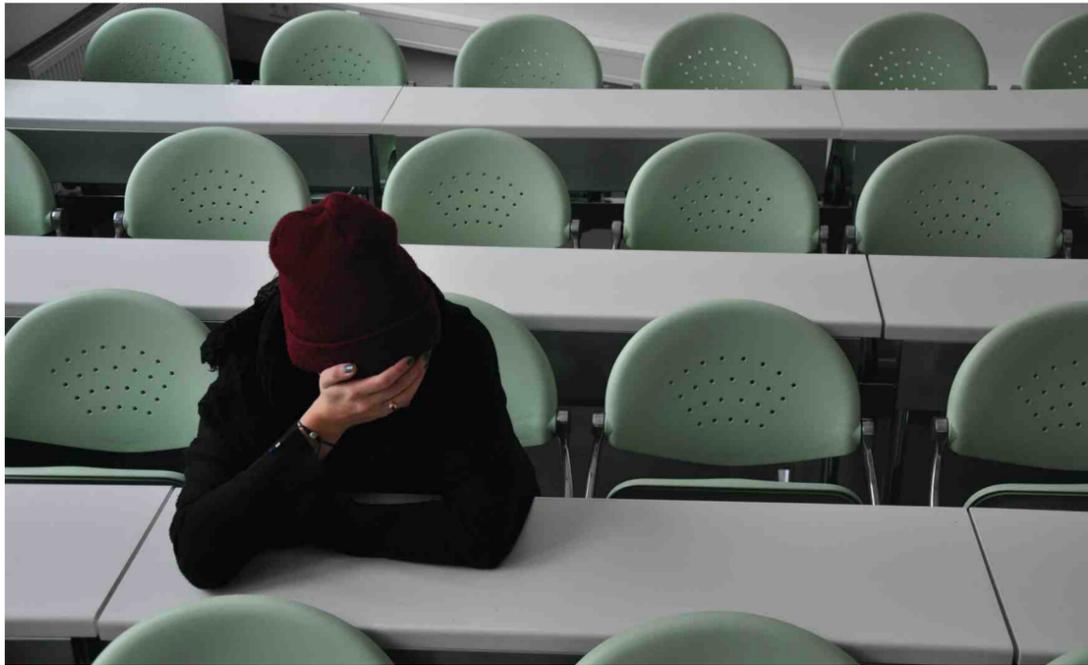
beugt, fühlt es sich an, als durchschleife sie ein Stromschlag, als wäre sie kurz gelähmt.

Später findet sie heraus, dass es einen Fachbegriff für das Phänomen gibt: das Lhermitte-Syndrom. Die Mutter überredet sie schließlich, zum Arzt zu gehen, dann die Diagnose: Multiple Sklerose. Maja ist in der 13. Klasse, steht kurz vor dem Abitur. In der Schule wissen die Lehrer und die meisten Schüler von ihrer Krankheit. Das fand Maja super, die Akzeptanz war groß. Wenn sie zu müde war, konnte sie einfach nach Hause gehen oder hatte für eine Klausur mehr Zeit.

In der Universität erzählt Maja im ersten Jahr niemandem etwas. Sie ist unsicher und hat schon einige Menschen mit ihrer Ehrlichkeit verschreckt, sie wissen oft nicht, was sie sagen sollen. Auch deswegen möchte sie ihren richtigen Namen und das Studienfach nicht in der Zeitung lesen.

Nach drei Jahren, Maja ist inzwischen im siebten Semester, hat sich das nur teilweise geändert. Von der Krankheit merkt niemand etwas, wenn sie nichts sagt. Andeutungen werden von Freunden oft ignoriert. Für sie klingen die Beschwerden Majas danach, als hätte sie einen schlechten Tag gehabt – und den hat schließlich jeder einmal.

Dabei ist bei Maja, wenn sie sagt, dass sie den Text wegen fehlender Konzentration nicht lesen konnte, meistens die Multiple Sklerose schuld. Bei ihren Freunden sind es eher die durchzechten Nächte, aber diese Feinheiten fallen schwerlich auf, wenn man nichts von ihrer Erkrankung weiß.



Erschöpft durchs Studium

Foto: fia

Dabei ringt die Dreißigjährige jeden Tag mit der unsichtbaren Behinderung. Sie hat Konzentrationsstörungen, ist oft müde, braucht mehr Ruhepausen als gesunde Studenten. In Vorlesungen nimmt sie sich eine Pause, wenn ihr die ununterbrochene Konfrontation mit dem Lernstoff zu viel wird. Genauso ist es mit dem Schriftlichen: Etwa englische Fachtexte durchzulesen ist für sie wahnsinnig anstrengend.

Die Multiple Sklerose beeinflusst nicht nur die Konzentration. Bei dieser Krankheit sind im Gehirn und Rückenmark auftretende Entzündungen die Ursache für verschiedenste Symptome. Die Nervenfasern, die die Signale vom Gehirn über das Rückenmark in den Körper senden, sind von einer Schutzschicht umgeben. Bei der Multiplen Sklerose greifen die körpereigenen Abwehrzellen diese Schicht an – die elektrischen Impulse können nicht mehr einwandfrei übertragen werden.

Die Auswirkungen sind vielfältig: Von Gefühlsstörungen wie Kribbeln und Taubheit bis hin zu Inkontinenz, Spastiken oder Lähmung kann alles auftreten. Jeden zweiten Tag verabreicht sich Maja eine Spritze mit einem natürlichen Wirkstoff, der das Immunsystem reguliert. Bisher ist die Multiple Sklerose nicht schlimmer geworden bei ihr.

Maja ist trotz ihrer Krankheit an ihrem Studium gewachsen, das Lernen hat sich eingespielt. Aber nur, weil Maja ihre Grenzen kennt. Sie hat ihre Arbeitsweise optimiert, kann nur eine bestimmte Anzahl Seiten am Tag lesen, und besonders wichtig ist das Lernumfeld: Es soll ruhig sein und möglichst wenig ablenken, am Anfang war das für die Studentin die Bibliothek, inzwischen ist es ihr WG-Zimmer.

Problematisch sind für sie vor allem Gruppenarbeiten. Sie selbst hat die junge Frau inzwischen eingestanden, dass sie eine Hausarbeit nicht in einer Woche schreiben kann, aber die Kommilitonen verstehen das nicht immer. Maja hat das Gefühl, viele haben das Streberdenken immer noch nicht abgelegt. Warum sie denn jetzt schon anfangen, fragen sie.

In der Universität hat sie nie die Vorteile in Anspruch genommen, die ihr als Studentin mit einer chronischen Krankheit zustehen, einen Nachteilsausgleich bei Klausuren etwa. Sie hat lange gebraucht, sich selbst zuzugestehen, dass sie wirklich Anspruch auf diese Vorteile hat, obwohl man ihr nichts ansieht. Es sei ihr dann allerdings auch oft passiert, dass Eingeweihte sie dann als Hochstaplerin hingestellt haben. Eine Krankheit wird oft nur als solche anerkannt, wenn sie offensichtlich ist. Maja hat diese Sichtweise oft übernommen.

Inzwischen ärgert sie sich darüber, dass sie den Nachteilsaus-

gleich nicht genutzt hat, denn in Kombination mit Aufregung werden die Konzentrationsstörungen und die Müdigkeit noch schlimmer. Für Studenten mit Krankheiten oder Behinderungen gibt es in der Universität verschiedene Ansprechpartner.

~~~~~  
**Die Uni bietet Hilfe an**  
~~~~~

Zum einen gibt es eine Sozialberatung beim Studentenwerk und das Referat für Soziales beim Stura, zum anderen eine Senatsbeauftragte für Studierende mit

Behinderung und chronischen Krankheiten. Es gibt viele unsichtbare Krankheiten, die im Studium beeinträchtigen können: Epilepsie, Migräne und Depressionen, um nur einige zu nennen.

Maja sagt, sie habe die Anlaufstellen in der Universität gar nicht auf dem Schirm gehabt. Sie hatte nie das Gefühl, dass es in der Uni, wo die Dozenten und Professoren kaum jemals ihren Namen kennen, jemanden gibt, an den sie sich wenden kann. Hinzu kommen die Hemmungen davor, die eigene Schwäche zuzugeben. Schließlich will man auch kein Mitleid, sondern Verständnis für seine Lage und faire Bedingungen – genau wie diejenigen, denen man die Behinderung oder Krankheit ansieht.

Aber trotz allem ist Maja eine ehrgeizige und erfolgreiche Studentin, ihr Notendurchschnitt liegt bei 1,6. Ihrer Krankheit kann sie in einer Sache sogar etwas Gutes abgewinnen: Sie ist beim Lernen effizienter geworden, weil ihr der Prozess viel bewusster ist als den meisten Studenten. Majas Körper warnt sie, wenn sie sich übernimmt.

Schwächegefühl in den Händen und extreme Müdigkeit sind bei Maja Zeichen dafür, dass es Zeit ist, in den Urlaub zu fahren, einen Tag nichts zu tun oder zu entspannen. Für sie selbst ist es eine besondere Schwierigkeit, mit Multipler Sklerose eine Krankheit zu haben, die man ihr nicht ansieht. Denn das macht es für Maja noch schwerer, Rücksicht darauf zu nehmen, dass sie manche Dinge anders machen muss als alle anderen. *Sofia Dreisbach*

Anzeige

Genau mein Ding: endlich raus bei Mutti.

Wohnen in Uni-Nähe!
Zentrum-Südost, 3-RW am Bayer. Bahnhof, bezugsfertig, Bad m. Wanne, Aufzug, kurze Wege zur Uni, Philipp-Rosenthal-Str. 32, 5. OG, 64 m², 470 € mtl. Warmmiete* Bf. 1973, FW, Verbr.-ausweis, 125 kWh/(m²·a)

Erstbezug nach Sanierung!
Kreuzstraßenviertel, 3-RW m. Balkon, modernes Bad, neue Innentüren, energetisch saniert, begr. Innenhof, Kohlgartenstr. 52, 4. OG, 60 m², 505 € mtl. Warmmiete* Bf. 1988, FW, Verbr.-ausweis, 109 kWh/(m²·a)

Ab in den Süden!
Südvorstadt/Nähe HTWK, 1-RW, neu saniert, frisch saniert, Bad m. Dusche, 17 m², 299 € mtl. Warmmiete* Bf. 1903, FW, Verbr.-ausweis, 124 kWh/(m²·a)

Zu Hause in Leipzig.
Reudnitz, 3-RW im sani. Altbau, zur LWB! m. Balkon, TL-Bad m. Wanne, bezugsfertig, Holzsteinstr. 35, EG, 67 m², 477 € mtl. Warmmiete* Bf. 1929, FW, Verbr.-ausweis, 102 kWh/(m²·a) *Miete inkl. Nebenkosten zzgl. Kaution

Neue Wohnung finden:
App rumtactraden,
Videochat (Wb-der Chat
oder anrufen: 0341 - 99 20

Kolumne



Zugzwang

Studenten sind unpolitisch und faul. Die Juristen sind nur auf einen guten Abschluss und die Karriere bedacht, die Geisteswissenschaftler bringen keinen wirtschaftlichen Nutzen für die Gesellschaft, die Ethnologen und Pädagogen wollen ja doch die Welt retten. Eins ist sicher: die Zeit des Studiums und die Studierenden werden mit allerlei Vorstellungen und Klischees behaftet. Bildungsministerin Johanna Wanka (CDU) ruft auf zu mehr Teilhabe unter den Studierenden – die letzte Vorurteilswelle prangerte ihr vermeintliches politisches Desinteresse an. Eine Studie belegt, dass noch vor 20 Jahren gut die Hälfte der Studierenden „stark“ an Politik interessiert war. Heute sind es noch 30 Prozent. Von den Hochschulbesuchern jedoch wird politisches Interesse aber schlichtweg erwartet – aufgrund eines Status, der ihnen bescheinigt, in irgendeiner Form geistig tätig zu sein. Es gibt in Deutschland etwa zwei Millionen Studierende in circa 5.000 Studiengängen, die alle unter das Manko „unpolitisch“ gefasst werden. Dass politisches Desinteresse jedoch vielmehr ein gesamtgesellschaftliches Problem ist, zeigen sehr deutlich die letzten Wahlbeteiligungen. Auf Studierende scheinen immer noch Vorstellungen von protestierenden 68ern projiziert zu werden. Doch in einer Gesellschaft, in der Konsum und Kapital als hohes Gut angesehen werden, darf es nicht verwundern, wenn der gute Abschluss und die Karriere wichtiger werden als das Informieren und Nachdenken über Politik. Im Endeffekt laufen alle Aussagen über Studierende auf das gleiche Problem hinaus: eine Gruppe wird mit Erwartungen belegt, ohne diese zu hinterfragen. Selbst wenn Politikverdrossenheit und Karrierefixiertheit vorherrschen – die Schuld daran liegt nicht allein bei den Studierenden. Die bereiten sich schließlich nur so gut wie es geht auf das Leben in einer Gesellschaft vor, die sie nach der Uni erwartet. Studierende der Geisteswissenschaften haben alle schon einmal die Frage „Und was machst du dann damit?“ gehört, damit wird auch die Anerkennung ihrer Interessen und Fähigkeiten klar. Berufsvorschläge sind dann etwa Taxifahrer oder Servicepersonal – wohl kaum eine Motivation für Studierende und angehende Absolventen.

Eva Bretschneider



Begrenztes Leben

Wagenplätze im Konflikt mit der Gentrifizierung

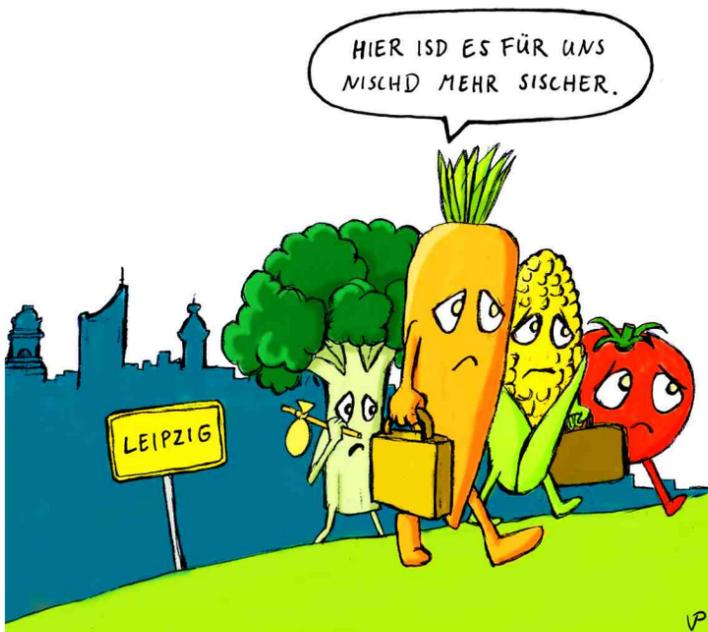
Leipzig, du bist so wunderbar! Versorgst uns mit Bärlauchduft im Park, günstigen Mieten, langen, durchfeierten Nächten, einer lebendigen Kunstszene und jeder vorstellbaren Subkultur. Kein Wunder, dass sich alle um dich reißen. Die neuen Studierenden kommen – und mit ihnen die Wohnrauminvestoren. Ein vorprogrammiertes Dilemma. Bisher wird Entwarnung gegeben, doch fasst man die Entwicklung von Schleußig, der Südvorstadt oder Connewitz ins Auge, ist kaum zu glauben, dass hier die Mieten einmal nur halb so teuer, die Wohnungen nur halb so luxuriös saniert und die Straßen nur halb so voll mit Lifestyle-Geschäften waren. Doch die Gentrifizierung schreitet auch in Leipzig unaufhaltsam voran. Die Bewohner der Wagenplätze haben sich dem entgegen gesetzt. Sie leben auf ungenutzten Plätzen in Wohnwägen, die sie selbst unterhalten und

pflügen. Ohne Vermietung, ohne aufgezwungene Sanierung, dafür aber auch mit wenig Komfort. Die Stadtverwaltung duldet diese Wohnform, aber akzeptiert wird sie nicht. Die Bewohner haben keine Verträge, die ihnen eine dauerhafte Nutzung zusichern. An ihnen zeigt sich ein grundlegendes Problem: Das Leipzig, das so viele Menschen lieben, wird sich verändern, gerade weil viele Bewohner aus der Not eine Tugend und damit aus der Stadt einen lebenswerten Ort machten. Kaum eine Brachfläche gibt es mehr, auf der nichts Neues gebaut wird. Das Westpaket, das den Leipziger Westen so besonders machte, wird am 6. Dezember nicht stattfinden. Auf der Website der Betreiber heißt es, „dass immer mehr Alteingesessene, für den Stadtteil wichtige Künstler und uns lieb gewordene Menschen nun ihren Arbeits- und Wohnplatz räumen müssen.“ Was

in Plagwitz gerade geschieht, ist einige Jahre zuvor in Schleußig, der Südvorstadt und Connewitz passiert. Dabei gibt es einen erstaunlichen Konflikt: Die Kulturstandorte werden gefördert und fürs Stadtmarketing hervorgekramt, wenn ein Fernsteam vor der Tür steht. Die Menschen, die ihre Energie und Kraft in sie investiert haben und aus den Stadtteilen lebendige Viertel gemacht haben, werden verdrängt. Ein Hindernis für die Aufwertung und Entmietung ganzer Stadtteile sind natürlich die Wagenplätze, ein radikaler Gegenentwurf zu Eigentumswohnung und Luxussanierung mit Tiefgaragenstellplatz. Kommen für die Wagenplätze andere wirtschaftliche Interessen in Frage, werden diese den Wagenburgen vorgezogen. Stören sie wirklich nur die Grundstücksbesitzer oder geht von ihnen eine noch größere Irritation aus – die Verneinung der bürgerli-

chen Konzepte von Wohnen, Geld und Konsum? Leipzigs Image baut sich auf der Aufbruchsstimmung und der Vielfältigkeit auf. Sie haben die Stadt lebenswert gemacht. Auch auf dem alten Lorbeer der Friedlichen Revolution wird sich ausgeruht, aus ihr wird ein millionenschweres Fest gemacht, hauptsächlich, um Touristen anzuziehen. Die bunte Vielfalt wird als solche vermarktet – aber bitte nur dort, wo sie niemanden stört und sich kontrollieren lässt. So dürfen die Wagenplätze bleiben, solange kein Interessent oder Investor einen Neubau an ihrer Stelle errichten will. Leipzig war eine Ausnahme-stadt mit Freiräumen und ist es immer noch, aber die ungerechte Enteignung der Wohnraumkultur wird auch hier Einzug halten. Wenn es soweit ist, können wir sagen: Dieser Ort war einmal ein Traum.

Eva Bretschneider



Das Gemüse nimmt noch Reißaus ...



... für die Unis ist es jedoch schon zu spät.

Karikaturen: Verena Peters



Diese Million setzt ein Zeichen

Argumente für die Finanzierung des Katholikentags

Die Stadt Leipzig hat Recht damit, den 100. Katholikentag 2016 in Leipzig mit einer Million Euro zu unterstützen. Gewiss, die Stadt hat 700 Millionen Euro Schulden, überall fehlt Geld, etwa für Krippenplätze und soziale Einrichtungen. Aber die Million für den Katholikentag, für die der Stadtrat jetzt gestimmt hat, setzt ein Zeichen, und zwar eines, das ganz Deutschland erreicht. Der Katholikentag steht in einer langen Tradition, er ist das größte katholische Laientreffen Deutschlands. In Ostdeutschland hat er seit der Wende erst zwei Mal stattgefunden: 1990 in Berlin und 1994 in Dresden, zu Zeiten, in denen das noch ein besonderes politisches und gesellschaftliches Signal war. Und so ganz „normal“ und etabliert ist es auch heute noch nicht, wenn der Katholikentag in eines der neuen Bundesländer geht.

Auch in Leipzig sind nur etwas mehr als vier Prozent der mehr als 500.000 Bewohner Katholiken sind. Aber das Christentum hat gerade in ganz Deutschland einen schweren Stand, die Menschen wenden sich in Scharen von den Kirchen ab, von der katholischen noch mehr als von der evangelischen. Immer weniger Deutsche bezeichnen sich als gläubig, Ersatzreligionen aller Art finden regen Zulauf. Besonders die katholische Kirche gilt als verstaubt und rückwärtsgewandt. Die aufgedeckten Kindesmissbrauchsfälle und der Skandal um den ehemaligen Limburger Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst haben das Ansehen der Kirche noch mehr ruiniert, auch wenn Papst Franziskus in Rom das Bild ein wenig aufhellte. Umso wichtiger ist es, dass die katholische Kirche in Leipzig mit den Bürgern ins Gespräch zu kommen versucht. Genau dafür ist der

Katholikentag gedacht: Hier will sich die Kirche nicht selbst beweihräuchern, hier will sie darstellen, was Geistes Kind sie ist. Das Treffen bietet Konfessionslosen und Anhängern anderer Religionen die Gelegenheit, die katholische Kirche kennenzulernen und Fragen zu stellen – auch kritische. Nicht umsonst lautet das Motto des Katholikentags 2016 „Seht, da ist der Mensch“. Denn um die Menschen soll er sich in erster Linie drehen, nicht nur um Katholiken. Wer bemängelt, dass der Katholikentag Geld kostet und großen Aufwand für Leipzig mit sich bringt, dem lässt sich mit Oberbürgermeister Burkhard Jung entgegenhalten: Fast jede Großveranstaltung in Leipzig wird von der Stadt bezuschusst. Und den Umweltschützern mit ihrer üblichen Kritik sei gesagt: Katholikentage sind längst klimaneutral, der moderne Katholik be-

fürwortet längst den fairen Handel, das nachhaltige Wirtschaften und die ökologische Produktion. Fest steht schon jetzt: Der Katholikentag wird mehr als die jetzt ausgegebene Million in die Stadt zurückspülen. Das Zentralkomitee der Katholiken teilte mit, jeder Besucher werde im Schnitt 35 Euro pro Tag in Leipzig lassen. Beim Mannheimer Katholikentag 2012 mit 80.000 Besuchern flossen 4,3 Millionen Euro in die Kassen der Stadt zurück, auch wenn ein Teil der Besucher statt in Hotels in Massenunterkünften und bei Privatfamilien übernachtete. Das wird auch in Leipzig so sein. Und genau wie in Mannheim wird es in Leipzig auch so sein, dass dabei lange über den Katholikentag hinaus Kontakte geknüpft werden. Die Gäste werden wieder nach Leipzig kommen.

Sofia Dreisbach

Zwei Jahre Hochschulfreiheitsgesetz

Sächsische Studierendenvertreter ziehen negative Bilanz

Seit September 2012 wird die Hochschulpolitik Sachsens maßgeblich durch das Hochschulfreiheitsgesetz gesteuert. Die damalige schwarz-gelbe Landesregierung versprach den Hochschulen mehr Handlungsfreiheiten. „Mehr Geld für sächsische Studenten“ lautete die Rechtfertigung oder vielmehr Werbung der CDU. Geld werde durch die Studentenwerke bereitgestellt, da diese künftig mehr zur Verfügung hätten.

Zum Beispiel durch umstrittene Studiengebühren. Langzeitstudierende müssen heute ab dem vierten zusätzlichen Semester 500 Euro pro Semester zahlen. Dadurch wird die Finanzierung eines Studiums für finanziell schwächere Studierende noch schwieriger, als sie es ohnehin schon ist. Ein Gutachten des juristischen Dienstes des Landtags stellt diese Novellierungen auch verfassungsrechtlich in Frage. Ebenso werden Studierende, die nicht aus der EU stammen, zur Kasse gebeten.

In einem offenen Brief an den hochschulpolitischen Sprecher der CDU-Landtagsfraktion, Geert Mackenroth, stellt die Konferenz Sächsischer Studierendenschaften (KSS) gleich eine ganze Mängelliste auf. Das Hochschul„freiheits“gesetz werde seinem Namen nicht gerecht. Diana-Victoria Menzel, bis Anfang Oktober Beauftragte der KSS, bezeichnet die heutige Situation als „perfide“. In diesem Punkt stimmt ihr die Landesrekortorenkonferenz Sachsen zu. Die Bedeutung des Gesetzes werde „ad absurdum“ geführt.

Denn die individuelle Gestaltung des Studiums ist heute schwieriger als früher. Der Freiver-

such fällt weg. Er bot allen Studierenden die Möglichkeit eines „Freischusses“: wer eine Prüfung nicht beim ersten Versuch bestanden hatte, konnte sie als nicht unternommen geltend machen. Auch überfüllte Seminare konnten so gemieden und stattdessen andere Modulveranstaltungen belegt werden. Durch die Gesetzesänderung gibt es diesen Spielraum nur noch in nicht modularisierten Studiengängen.

Doch nicht nur die Studierenden verlieren. Die Handlungsspielräume des Stura werden kleiner. Für ihn wird es schwieriger, seine Vorstellungen gegenüber den anderen Organen der Universität durchzusetzen, es droht gar ein Wegfall seiner Legitimation.

Immer wenn der Stura gewählt wird, ist die Beteiligung schwach. Für die CDU war das offenbar ein Grund, den Studierenden ab dem zweiten Semester die Möglichkeit zu geben, aus der verfassten Studierendenschaft auszutreten. Auf den ersten Blick scheint das toll, denn wer austritt, muss kein Geld mehr für den Verband bezahlen. Weil dadurch aber auch jegliches Wahlrecht wegfällt, ist eine aktive Gestaltung des Lebens an der Uni nicht mehr möglich.

Unmittelbar nach der Änderung des Gesetzes traten einige Studierende aus der verfassten Studierendenschaft aus. Geert Mackenroth (CDU) sagt dennoch: „Die Neuregelung richtet sich nicht gegen die Gremien der Studierendenschaft.“

Die Realität sieht anders aus. Wenn die versammelte Studierendenschaft dauerhaft schrumpft, werden Inhalte und Rechte, für die sich der Stura in entscheidenden



Protest auf Papier

Foto: jf

den Gremien einsetzt, nicht mehr legitim. Der Stura könnte nicht mehr als „Sprachrohr“ für die Studierenden fungieren. Dadurch würden die Interessen der größten Personengruppe an der Universität bei Entscheidungen keine Rolle spielen.

Auch finanzielle Einschnitte müssen seitens des Stura unternommen werden, wenn die Studierendenschaft weniger Geld zur Verfügung hat. Absehbar wären Einschnitte in der Aufrechterhaltung von Beratungsangeboten

und Hilfestellungen, die bisher bereitgestellt wurden.

Nun ist es bereits zwei Jahre her, dass das Gesetz eingeführt wurde. Menzel von der KSS erklärt, ein Perspektivenwechsel sei dringend notwendig.

In der Vergangenheit schien die Regierung resistent gegen Kritik durch Studierende. Mit dem Koalitionsvertrag musste sich die neue Regierung nun positionieren. Eine Änderung, das Hochschulfreiheitsgesetz betreffend, ist darin jedoch nicht in Sicht. Chiara Herbers

Die Uni Leipzig hat zum Wintersemester 2014/15 insgesamt 7.220 Studienanfänger immatrikuliert und damit 519 mehr als im Vorjahr. Die Zahl der Bewerbungen auf Bachelor- und Masterstudiengänge lag bei 48.553. Somit gingen 7.000 Bewerbungen mehr ein als 2013.

Am stärksten nachgefragt unter den Bachelorstudiengängen war das Fach Psychologie: 68 Studieninteressenten konkurrierten um einen Platz. Die Studienfächer Kulturwissenschaften und Kommunikations- und Medienwissenschaften waren mit 28 Bewerbungen auf einen Platz am zweitstärksten nachgefragt. Auch unter den Masterstudiengängen verzeichnete das Fach Psychologie die höchste Bewerberzahl: 14 Studieninteressenten bewarben sich hier auf einen Platz, gefolgt von Betriebswirtschaftslehre mit neun und Journalistik und Kommunikationsmanagement mit jeweils acht Bewerbern auf je einen Platz.

An der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kunst (HTWK) gingen 12.406 Bewerbungen ein, davon wurden 1.800 Studierende immatrikuliert. Im Vergleich zum Vorjahr erhielt die HTWK weniger Bewerbungen, ließ jedoch mehr Bewerber zum Studium zu.

3.005 Bewerbungen auf Studienplätze erhielt die Hochschule für Musik und Theater für dieses Semester, davon zugelassen wurden 317. Für den Studiengang Master Schauspiel gab es die meisten Bewerbungen. An der Hochschule für Grafik und Buchdruck gab es 782 Bewerbungen, davon wurden 118 Studierende zugelassen. Auf den Studiengang Buchkunst/Grafikdesign fielen die meisten Bewerbungen.

jf

„Wir würden ‚Kritische JuristInnen‘ wieder einladen“

FSR Jura äußert sich zur Kritik an der Infoveranstaltung für Erstsemester

Nach der Infoveranstaltung für Erstsemester Anfang Oktober sah sich der Fachschaftsrat (FSR) Jura der Universität Leipzig mit dem Vorwurf konfrontiert, die politische Neutralität der Zusammenkunft nicht gewahrt zu haben. Die Beschwerden kamen aus der Fachschaft und von Studenten, die sich daran stießen, dass in diesem Jahr erstmalig die „Kritischen JuristInnen“ eingeladen waren. Es handelt sich hierbei um eine Gruppe, die „Theorie und Praxis vernetzt“, „die sozialen und politischen Bezüge des Rechts reflektiert und den kritischen Umgang mit Recht fördert“, wie es auf ihrer Homepage heißt. Ihr gehören Leipziger Jurastudenten, Assessoren und Studenten anderer Fakultäten an.

„Die Vorwürfe gegen uns wurden deutlich vorgetragen“, sagt René Engelhorn, der seit dem 1. Oktober dieses Jahres Sprecher des FSR Jura ist. Sie seien über Dritte, über Facebook-Nachrichten und im direkten Gespräch geäußert worden, wenn auch nie offiziell. Trotzdem veröffentlichte der FSR Mitte Oktober eine Stellungnahme als Reaktion auf die



Das Gesetz ist auch politisch

Foto: flickr.com / Michel Balzer

verhohlenen geäußerte Kritik. „Wir hatten gute Gründe, die ‚Kritischen JuristInnen‘ zur Infoveranstaltung einzuladen“, sagt René. Deshalb habe man sich für die öffentliche Erklärung entschieden.

Hierin weist der FSR den Vorwurf, den Boden der politischen Neutralität verlassen zu haben, „entschieden zurück“. An der Erstsemesterversammlung nahmen neben den „Kritischen Juristinnen“ vier Initiativen und Vereine teil: „Der kleine Advokat“, die Zeitschrift der Studenten an der Juris-

tenfakultät Leipzig, die „European Law Student's Association“, eine unabhängige Jurastudentenvereinigung, der Förderverein der Juristenbibliothek und die „Refugee Law Clinic“, eine studentische Rechtsberatung für Flüchtlinge.

Alle fünf Teilnehmer hätten folgende Dinge gemeinsam, heißt es in der Stellungnahme: Die meisten Mitglieder seien Studenten oder Angehörige der Juristenfakultät und die Vereine hätten einen „unmittelbaren Bezug zum Studienfach der Rechtswissenschaften“.

Des Weiteren liege es in der Natur der Sache, dass die Auseinandersetzung mit einer gesellschaftswissenschaftlichen Disziplin auch politische Formen annehmen könne. Eine Ablehnung des Vereins wäre eine „unbegründete Ungleichbehandlung“ gewesen.

„Wir würden die ‚Kritischen JuristInnen‘ wieder einladen“, sagt René bestimmt. Es gebe ganz einfach keine Gründe, die dagegen sprächen. Sicherlich sei die Gruppe zweitrangig auch politisch, sagt der FSR-Sprecher, hauptsächlich wolle sie aber auf Dinge jenseits der vorherrschenden Meinung aufmerksam machen. Den Kern des Problems sieht René anderswo. „Viele Juristen versuchen zur Wahrung der Wissenschaftlichkeit, nicht politisch zu sein.“ Deshalb werde der kritische Diskurs im Zweifel abgelehnt, da die Grenze zum Politischen oftmals nicht klar gezogen werden könne. Auch deshalb plane der FSR im kommenden Jahr eine Veranstaltungsreihe zu gesellschaftspolitischen und juristischen Themen. „Wir wollen eine substanzielle Auseinandersetzung schaffen.“

Sofia Dreisbach

Stura wird 25

Die Studierendenvertretung der Universität Leipzig feiert 25-jähriges Bestehen. Der Stura ist der erste, der sich noch zur Zeit der DDR gegründet hat. Noch vor dem Fall der Mauer setzten sich die Mitglieder verschiedener Fachschaftsräte zusammen, um ein neues Modell der Studierendenvertretung zu entwickeln. Bis dahin hatte das DDR-Jugendorganisation, die Freie Deutsche Jugend (FDJ), übernommen, mit der sich viele Studenten jedoch nicht identifizierten.

So wurden Vorschläge gesammelt, auch der von Peer Pasternack, heutiger Direktor des Instituts für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg, und einigen weiteren Studierenden. Demnach sollten die verschiedenen Fachschaftsräte der Uni Vertreter in den Stura senden, welcher dann Sprecher wählt, die die gemeinsamen Interessen der Studierenden nach außen hin vertreten.

Pasternacks Konzept setzte sich durch und so trat der Stura am 9. November 1989, am Tag des Mauerfalls, zu seiner ersten Sitzung zusammen. Inzwischen ist das Konzept des Stura auch im Sächsischen Hochschulgesetz verankert.

häf

Big Hunger ...for Big Data

„Die Menge an anfallenden Daten in den Wissenschaften ist in den letzten Jahren enorm angewachsen“, erklärt Erhard Rahm. Er ist Professor für Datenbanksysteme an der Universität Leipzig. „Für die Verarbeitung und Darstellung dieser Datenmenge reichen herkömmliche informationstechnische Methoden nicht mehr aus“, fährt Rahm fort.

Big-Data-Analysen sind jedoch nicht nur in der Wissenschaft gefragt, sondern auch in privaten Unternehmen. Mithilfe von Algorithmen wird innerhalb einer großen Datenmenge eine Vielzahl von Variablen in Relation zueinander gesetzt. „Durch die Verknüpfung großer Datenmengen und deren statistische Auswertung können so neue Erkenntnisse in der Forschung gewonnen werden“, so Rahm weiter.

Zum Thema Big-Data wird nun seit Oktober an der Uni Leipzig und der TU Dresden geforscht. Rahm ist wissenschaftlicher Koordinator des neu gegründeten „Competence Center for Scalable Data Services and Solutions Dresden/Leipzig“ (ScaDS). Zusammen mit Wolfgang Nagel, Professor für Rechnerarchitektur an der TU Dresden, betreut er die neue Forschungseinrichtung. Über die nächsten vier Jahre wird es mit 5,6 Millionen Euro vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert.

Das Zentrum spezialisiert sich auf Datenintegration, die Wisensextraktion sowie die visuelle Analyse von Daten. Dabei konzentriert sich die Universität Leipzig auf die Anwendungsbereiche Lebenswissenschaften, Digital Humanities und Business Data. Werkstoff- und Ingenieurwissenschaften und Umwelt- und Verkehrswissenschaften sind hingegen an der TU Dresden angesiedelt.

Mit einer Big-Data-Analyse könnte der größtmögliche Nutzen aus den Daten gezogen werden: „Genutzt wird die Technologie etwa in der Medizin“, erläutert Rahm. „Ein Beispiel: Bei der Behandlung eines Krebspatienten wird auf die Daten von vorher behandelten Krebspatienten zurückgegriffen und eine Analyse der Genetik des Patienten vorgenommen, um Erkenntnisse aus vorherigen Behandlungen in die jetzige Methode einfließen zu lassen.“

Doch Big-Data-Analysen werden nicht nur für den Zweck der Wissenschaft genutzt. Privatunternehmen wie Google, Amazon und Facebook bedienen sich seit Jahren dieser Technologie und sammeln im großen Umfang Nutzerdaten. Ziel: Die eigenen Nutzer besser einschätzen und Kauf- und Verhaltensentscheidungen der eigenen Kunden besser vorhersagen können. Die Unternehmen standen für diese Praxis jüngst in der Kritik der Datenschützer. Zudem bedienen sich auch Geheimdienste, wie etwa die NSA, dieser Methode. *Julian Friesinger*

„To divorce“ überholt „to marry“ MPI-Studie erforscht Dynamik von Wortschätzen

Die Redewendung „Deutsche Sprache – schwere Sprache“ ist vielerorts bekannt. Es ist aber doch erschreckend, dass man für das Verständnis eines Textes in deutscher Sprache 5087 Wörter benötigt, während etwas Geschriebenes in englischer Sprache lediglich mit der Hälfte verstanden werden kann. Die Dynamik der Sprachen ist bisher noch ein wenig erforschtes Gebiet der Wissenschaft. Im Laufe der Zeit haben sich viele Wörter in unserem Sprachgebrauch etabliert und weiterentwickelt, andere wiederum verschwanden wieder.

Nun haben Forscher der Staatlichen Universität in Kazan in Russland und des Leipziger Max-Planck-Instituts für evolutionäre Anthropologie (MPI-EVA) herausgefunden, wie sich der englische Wortschatz, unterteilt in amerikanisches und britisches Englisch, im Vergleich zum deutschen, russischen, italienischen, spanischen und französischen Wortschatz entwickelte.

Nur durch Zufall seien Søren Wichmann vom MPI-EVA und seine russischen Kollegen auf dieses gemeinsame Interesse gestoßen: Wichmann, der im vergangenen Jahr eine Gastprofessur an der Kazan Federal University innehatte, sowie der Physiker Vladimir Bochkarev und der Mathematiker Valery Solovjev interessierten sich auf unterschiedliche Art und Weise für die Entwicklung eines Wortschatzes. „Die Herangehensweise von Naturwissenschaftlern an ein solches Problem war für mich sehr interessant“, erklärt der Linguist aus Dänemark, „sie möchten immer alles mit den Gesetzen der



Søren Wichmann

Foto: Theresia Lutz

Natur begründen. Doch entspricht das auch den Gesetzen der Sprache?“

Die im Oktober dieses Jahres veröffentlichte Studie fand heraus, dass vor allem Einschnitte in die Umwelt- und Lebensbedingungen einer Gesellschaft maßgeblich an der Evolution einer Sprache beteiligt sind. In der Vergangenheit waren Beispiele hierfür etwa der erste und zweite Weltkrieg oder auch die Rechtschreibreform in Deutschland.

Basierend auf der „Swadesh-List“ suchten die Wissenschaftler nach allgemeingültigen Aussagen über die Dynamik der sieben Sprachen. In dieser Liste, die der amerikanische Sprachwissenschaftler Morris Swadesh in den 1950er Jahren entwickelte, sind 100 sogenannte charakteristische Wörter aufgeführt.

Swadesh suchte dafür nach universalen Begriffen, die in jeder Sprache enthalten sind, wie etwa Bezeichnungen des Körpers und der Natur, aber auch die in jeder Sprache vertretenen Personalpronomen.

Den Gebrauch dieser „charakteristischen Wörter“ konnten die Forscher daraufhin mit Hilfe des „Google Ngram Corpus“ von heute bis in das 16. Jahrhundert zurück verfolgen. Dieses Programm, das auch über die Suchmaschine Google frei zugänglich ist, beinhaltet über fünf Millionen Bücher in acht Sprachen aus den vergangenen fünf Jahrhunderten. Damit kann bestimmt werden, wie oft Wörter und Phrasen, die sogenannten „Ngrams“, in bestimmten Zeiträumen verwendet wurden.

Daraus ergaben sich für die Forscher positive, aber auch weniger

erfreuliche Entdeckungen: „Etwas erschreckend war es für mich zu sehen, dass seit 1980 das Wort ‚to divorce‘ im Gegensatz zu ‚to marry‘ im Wortschatz stark überhandnimmt“, merkt Søren Wichmann an. Das englische Wort „female“ hingegen taucht im Sprachgebrauch zum ersten Mal im Jahr 1563 auf, 2008 ist es mit 163.396 Nennungen zum festen Bestandteil des Wortschatzes geworden.

Eine weitere Auffälligkeit während der Studie seien besonders die Dynamiken der deutschen und russischen Sprache gewesen. Während der russische Wortschatz nur einen starken Ausschlag in den 1920er Jahren zu verbuchen habe, sei der Verlauf des deutschen Sprachwortschatzes seit 1800 sehr unruhig, erklärt Wichmann. Begründungen für diese Unregelmäßigkeiten könnten ebenfalls Ereignisse sein, durch die die damalige Gesellschaft stark geprägt wurde. „Woran genau diese gegenläufigen Entwicklungen liegen, können wir nicht belegen, das müssen Soziologen untersuchen“, räumt Søren Wichmann ein.

Fast bizarr sei im Nachhinein aber die Vorstellung, dass bei einer Studie über die Sprache und deren Gebrauch, die Wissenschaftler selbst keine einheitliche Kommunikationssprache hatten. „Die Kommunikation erfolgte entweder auf Englisch, besser aber mit Hilfe einer Dolmetscherin auf Russisch“, schmunzelt Wichmann.

Theresia Lutz

V. Bochkarev, V. Solovjev, S. Wichmann: Universal versus historical contingencies in lexical evolution, Journal of the Royal Society Interface, Oktober 2014.

Vom Hochschulprojekt in die Selbstständigkeit

HTWK-Absolventen machen es mit selbstentwickelter Hybridfernsehen-Plattform vor



Conbox auf den Medientagen in München

Foto: Christian Slehler

Drei Absolventen aus den Bereichen Medientechnik und Medieninformatik der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig (HTWK) stehen vor ihrer Firmengründung. Derzeit sind sie dabei, sich zu präsentieren, beispielsweise auf der CeBIT dieses Jahres und vor Kurzem auf den Medientagen in München. Gerade befindet sich das Team in Gesprächen mit verschiedenen potentiellen Kunden und Partnern.

Christian Slehler, derzeit im Medienmanagement-Masterstudium und einer der drei Köpfe im Conbox-Team, gibt Einblicke ins Geschehen. Für seine Bachelorarbeit forschte er an einer Lösung zur Synchronisierung von Internet-Signalen mit einer TV-Sendung. Dazu ergänzen Paul Pfeiffer sowie Peter Holló das Team.

Conbox sei eine Ausgründung aus dem Forschungsprojekt Casual.tv an der HTWK Leipzig. „Es ist also der Name unseres Startups“,

erklärt Christian. Das Ganze werde erst durch ein Exist-Gründerstipendium des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie ermöglicht. „Man ist finanziell für ein Jahr abgesichert, hat ein Budget zur Verfügung und kann sich mit erfahrenen Coaches treffen. Um das Stipendium zu erhalten, müssen allerdings einige Voraussetzungen erfüllt werden.“ Solch ein Stipendium bekommt zugesichert, wer den Innovationsgehalt seines Projekts nachweist. Außerdem sollte die Hochschule in ein Gründernetzwerk eingebunden sein.

Das Innovative an Conbox: die Abstimmung von Internetdaten mit dem Fernsehbild, basierend auf dem seit 2010 existierenden Fernsehstandard HbbTV (Hybrid broadcast broadband Television). Vor allem die öffentlich-rechtlichen Sender bieten Online-Streams in ihren Mediatheken und Extrafunktionen mit Hintergrundinformationen, wie zum Beispiel ein Tatort-Widget, an. Jedoch hakt es an der Abstimmung des Internetsignals mit dem aktuellen TV-Programm. „Die Conbox Cloud-Plattform bietet die Möglichkeit, Daten

über das Internet an HbbTV-fähige Endgeräte zu verteilen und dort auf das Fernsehbild zu synchronisieren“, sagt Christian.

Fernsehen und Internet sollen gewissermaßen zu einem Medium verschmelzen. Das Conbox-Team erwähnt zahlreiche Funktionen, die das Fernsehen erweitern und interaktiver gestalten sollen. Zum Beispiel könne man so interessante Rezepte abspeichern und bei Quizsendungen direkt am TV mit-raten. Oder man könne zurückgelegte Meter der Lieblingsspieler während des Spiels ansehen und Wiederholungen direkt nach einem Tor abrufen. Vorstellbar wäre auch die Farbe beim Kauf eines Produkts schon online auszuwählen, während noch die Reklame läuft. Die Entwickler der Conbox Cloud-Plattform sind auch darauf bedacht, dass sich Second Screen-Geräte wie Smartphones, Laptops oder Tablets anschließen lassen und ebenfalls auf die Anwendungen zugreifen können. Der für 2015 geplanten Firmengründung stehe rein formell nichts mehr im Weg, wie Christian versichert.

Mikail Jacob

„ISIS wird sich mäßigen müssen“

Der Leipziger Islamwissenschaftler Christoph Günther im Gespräch

Unter der amerikanisch geleiteten Besetzung des Iraks gründete sich im Jahr 2004 eine fundamentalistisch islamische Gruppe, die später einen islamischen Staat in Syrien und Irak ausrufen, viele gewaltsame Todesopfer fordern und einen internationalen Terroralarm auslösen sollte. Diese Gruppe war zunächst bekannt unter der Abkürzung „ISIS“ (Islamischer Staat im Irak und Syrien), wurde später „IS“ genannt. Der Leipziger Islamwissenschaftler Christoph Günther hat sich einige Jahre ausgiebig mit ISIS beschäftigt und im Juni dieses Jahres seine Dissertation „Ein zweiter Staat im Zweistromland?“ herausgebracht. student!-Redakteur Jonas Nayda stellte ihm Fragen zu IS, den Anfängen und der Zukunft der Gruppe und wie der Westen reagieren sollte.

student!: Bereits im Jahr 2006rief eine militante Gruppierung im Irak die Gründung eines „islamischen Staates“ aus. Wieso hört man erst jetzt in den westlichen Medien davon?

Günther: Weil die Gruppierung unter dem Namen „Islamischer Staat Irak“ keine Rolle gespielt hat. Sie waren zwar diejenigen, die sich für die folgenreichsten Bombenattentate im Irak verantwortlich zeigten, aber für die Internationale Gemeinschaft war das ein regionales Phänomen. Die Ausbreitung der Gruppierung möglicherweise über den Irak hinaus nach Syrien war damals nicht zu befürchten. Insofern war sie zu dem Zeitpunkt „nur“ eine der vielen sunnitischen Splittergruppen, die sich im Irak die Absetzung der schiitisch dominierten Zentralregierung zur Aufgabe gemacht hatten.

student!: Sie schreiben in Ihrem Buch, die Bezeichnung „Terroristen“ sei für den IS wenig zielführend. Wie kann man diese Gruppe denn anders beschreiben?

Günther: Ich würde sie als soziale Bewegung begreifen. Denn sie verheißen ja durchaus deutlich mehr. Das heißt nicht, dass man in



Flüchtling an der türkisch-syrischen Grenze

Foto: flickr.com / Die Linke

Abrede stellt, dass die Gruppierung Gewalt als eine der wichtigen Säulen ihres Handelns betrachtet. Man öffnet als Betrachter den Blick dafür, wo eigentlich die Anziehungskraft der Ideologie der Gruppierung liegt. Nämlich darin, dass sie ein islamistisches Staatsbildungsprojekt betreiben.

student!: Wie groß ist die Unterstützung der Zivilbevölkerung Iraks und Syriens für den IS tatsächlich?

Günther: In bestimmten Kreisen ist die Unterstützung nicht unerheblich. Weil sie trotz der Grausamkeiten, die diese Gruppe an den Tag legt, eben auch diejenigen sind, die Krankenhäuser und Schulen aufrecht erhalten, Lebensmittel liefern, die Infrastruktur bereitstellen – all das, was die Staaten dort nicht können oder nicht wollen, weil sie gegenüber bestimmten Segmenten der Gesellschaft skeptisch sind.

student!: Wenn der IS für die Sicherheit deutscher Bürger nicht gefährlich ist – warum geht uns der Konflikt dann überhaupt etwas an?

Günther: Weil Menschen mit deutschem Pass bereit sind, in Syrien und im Irak ihr Leben zu lassen. Wenn diese Menschen sich fragen, warum sie in ihrer Heimatgesellschaft nicht angekommen sind,

warum sie nicht angenommen worden sind und ISIS ihnen eine ausreichende Antwort auf diese Fragen geben kann, dann haben wir als Gesellschaft insgesamt versagt.

Natürlich geht uns das auch als Weltbürger etwas an, die wir von den Vorteilen der globalisierten Welt im Wesentlichen profitieren. Es gibt gerade im Nahen Osten sehr viele Menschen, die sich davon abgehängt fühlen. Die sich korrupten Regimen gegenüber sehen, die dem Westen lange und immer noch zuverlässige Handelspartner zu Ungunsten der jeweiligen Bevölkerungen waren.

student!: Was wäre jetzt die beste Taktik des Westens, ISIS betreffend?

Günther: Von den regionalen Partnern mehr Eigenengagement zu fordern. Das heißt also auch – oder gerade – von Seiten der USA, die Bedrohung der ISIS-Kämpfer für die westliche Welt nicht zu übertreiben und des Weiteren nicht den Anschein zu erwecken, dass die Regierungen in Riad, Ankara oder Amman wenig tun müssten, weil ja die „amerikanische Kavallerie“ sie schon irgendwie retten würde. Also nicht nur mehr Eigenengagement zu fordern, sondern sich tatsächlich auch zurückzuhalten mit eigenem Militär.

student!: Wie müsste man also ohne Militär vorgehen?

Günther: Für mich ist die entscheidende Frage: Wie bekommt man die Ideologie der Gruppe in den Griff? Denn man kann fundamentalistische Gruppierungen nicht durch den Einsatz von militärischer Gewalt zähmen. Je mehr Gewalt ihnen entgegenschlägt, desto mehr fühlen sie sich bestärkt in ihrem Handeln und Denken. Man muss und kann dem nur auf einer ideologischen Ebene begegnen. Das heißt für die Politik in den westlichen Ländern: stärken Sie theologisch fundierte Widersprüche! Stärken Sie diejenigen Stimmen, die tatsächlich auf einer theologischen Ebene widersprechen können – und das sind islamische Geistliche.

Es gibt solche Versuche eines theologisch fundierten Widerspruchs ja. Es gibt einen offenen Brief an Abu Bakr al-Bagdadi [seit 2010 Anführer der Gruppe, Anm. d. Red.], im September veröffentlicht, den über 100 islamische Geistliche weltweit unterzeichnet haben, wo tatsächlich auf Basis theologischer Argumentation die Ideologie der Gruppierung betrachtet wird, wo auch gesagt wird wo die Fehlerstellen sind, wo ISIS angreifbar ist.

student!: Wäre der Krieg vorbei, wenn das Öl aufgebraucht ist?

Günther: Möglicherweise wäre der Krieg zumindest in seiner jetzigen Form abgemildert, ja. Der Konflikt auf der sozialen und der politischen Ebene ist zwar nicht unabhängig von ökonomischen Interessen, funktioniert aber nach Logiken, die nicht nur ökonomische Interessen in den Mittelpunkt stellen.

student!: Kann man sagen, dass es besser gewesen wäre 2003 Saddam Hussein im Irak an der Macht zu lassen?

Günther: Das ist nur eine Wahl zwischen zwei Übeln. Also die Frage der Absetzung Saddams durch eine äußere Macht ist durchaus umstritten, auch in der

wissenschaftlichen Forschung. Die Art und Weise, wie dieser Umsturz vonstatten gegangen ist, war sicherlich fehlerhaft geplant und fehlerhaft durchgeführt. Ja, das ist wahr.

student!: Kann es denn überhaupt einen friedfertigen islamischen Staat im Zweistromland geben?

Günther: Ganz theoretisch gesagt: ja.

student!: Wie kann das unter den aktuellen Voraussetzungen funktionieren?

Günther: Ich gehe davon aus, dass ISIS sich über kurz oder lang wird mäßigen müssen. Die rigide Gewalt, welche die Gruppe zurzeit zeigt, mit der sie versucht ihre Herrschaft zu sichern, wird sie auf Dauer von der Bevölkerung entfremden. Über Zwang lässt sich nur eine gewisse Zeit lang erfolgreich regieren. Es handelt sich keineswegs um irrational handelnde Menschen, die daran beteiligt sind. Sie gehen sehr planvoll und bedacht vor und wissen meiner Ansicht nach sehr genau, wie sie wann handeln können.

Dr. Christoph Günther: „Ein zweiter Staat im Zweistromland? Genese und Ideologie des ‚Islamischen Staates Irak‘“, Ergon Verlag, Würzburg 2014.



Christoph Günther

Foto: privat

Die Frage nach dem Eheglück

Laut neuer Studie sind Männer nicht der Ehekitt

Dem Geheimnis einer langjährigen glücklichen Ehe versuchen Forscher schon seit längerem auf die Spur zu kommen. Denn die Menschen werden immer älter und nur die wenigsten Heiratswilligen wollen sich öfter als einmal im Leben trauen. Außerdem soll sich eine glückliche Ehe laut einer Studie im „Journal of Marriage and Family“ positiv auf die Gesundheit auswirken. Forscher der Rutgers University in New Jersey glauben nun, die Frage nach dem Eheglück beantworten zu können.

Der Schlüssel für lange zufriedene Ehen scheint hauptsächlich eine glückliche Ehefrau zu sein. Das zeigen die Ergebnisse der Studie „Happy Marriage, Happy

Life? Marital Quality and Subjective Well-being in Later Life“ mit knapp 400 älteren Paaren, die im Durchschnitt bereits seit 39 Jahren verheiratet sind. Wenigstens einer der Partner musste für die Studie mindestens 60 Jahre alt sein. Die Daten stammen aus der Panel Study of Income Dynamics, einer seit 1986 laufenden Längsschnittstudie an amerikanischen Familien. Hier zeigte sich, dass Ehen tatsächlich umso länger halten, je zufriedener die Ehefrau ihr Leben einschätzt. Die Erklärung ist laut der Studie recht einfach: Männer würden ihren Frauen ihre Probleme oder Unzufriedenheit schlicht weniger häufig mitteilen, wodurch sie nach außen hin zufriedener wirken. Frauen hingegen seien im

Allgemeinen kommunikativer und kritischer ihrem Partner gegenüber. Ob die Formel auch für unverheiratete und homosexuelle Paare gilt, wurde nicht untersucht.

Auffällig ist, dass die meisten Teilnehmer der Studie ihr ganzes Leben positiver einschätzen, wenn sie mit der Partnerschaft zufrieden sind. Faktoren dieser Einschätzung sind unter anderem die Häufigkeit von Streit und der Austausch von Gedanken und Gefühlen. „Frauen bieten in der Regel mehr emotionale und praktische Unterstützung für Ehemänner als umgekehrt“, sagt Deborah Carr, Co-Autorin der Studie. Frauen lassen sich deswegen offenbar auch mehr vom Gesundheitszustand ihres Mannes beeinflussen. Ist der Mann krank,

ist die Frau meist unglücklicher. Andersherum ließ sich die Beobachtung nicht machen.

Zusammenfassen lässt sich die Studie wohl also weniger in dem Sinne, dass beide Partner glücklich sind, wenn die Frau es ist. Vielmehr lassen es Männer häufig länger über sich ergehen, wenn sie mit der Beziehung unglücklich sind und bleiben deswegen mit ihrer Frau zusammen. Nach einer Formel für glückliche Beziehungen klingt dieses Ergebnis nicht. Aber vielleicht liegt der Grund auch darin, dass glückliche Frauen mehr Arbeit in die Beziehung investieren und das wiederum für beide Beteiligten zu mehr Zufriedenheit führt.

Anne Uhlig

Meldung

Rechte AfD-Wähler

Jüngste Ergebnisse der von der Universität Leipzig durchgeführten sozialpsychologischen „Mittestudie“ zeigen bei NPD-Wählern eine erwartungsgemäß stark ausgeprägte rechtsextreme und ausländerfeindliche Einstellung – 87 Prozent halten den Bevölkerungsanteil von Muslimen für zu hoch und lehnen eine weitere Zuwanderung ab. Bei SPD und CDU/CSU sind knapp 40 Prozent der Wähler dieser Meinung. Erstmals wurden auch AfD-Wähler befragt, die sich hinter der NPD als am zweitstärksten rechtsextrem eingestellte Wählergruppe einordneten. Sie lehnen zu etwa 70 Prozent in Deutschland lebende Muslime ab, verdienen aber meist deutlich besser als NPD-Wähler. lak

Windeln wechseln statt feiern gehen

Wie sich Studieren und Kinderkriegen vereinbaren lässt

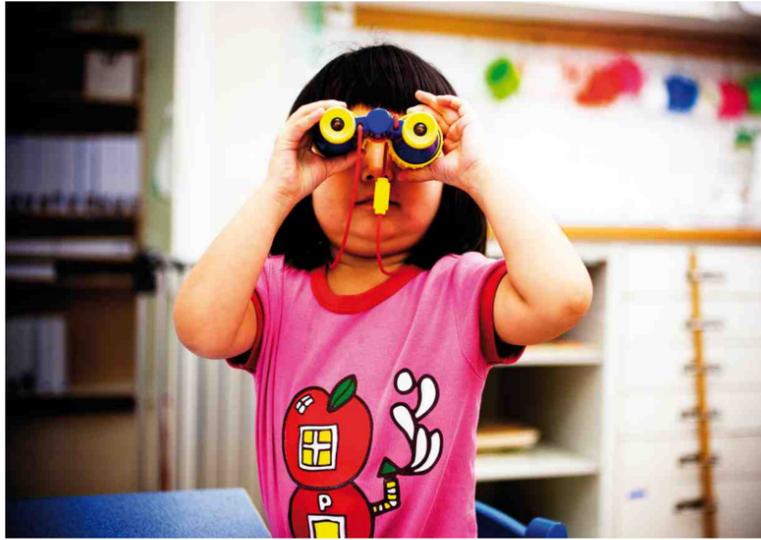
Claire Wulf ist 20 Jahre alt, Chemiestudentin und Mutter. Ihr Sohn Akira ist vor Kurzem ein Jahr alt geworden. „Ich habe nicht einen Moment bereut, ihn bekommen zu haben“, sagt die junge Mutter, auch wenn ihr Studentenleben jetzt natürlich ganz anders aussieht. Windeln wechseln, stillen, und mitten in der Nacht aufstehen gehört nicht zum Alltag der meisten Studenten.

Dabei eignet sich das Studium besonders gut dafür, sich den Kinderwunsch zu erfüllen, sagt Claire. Im Berufsleben sei man wesentlich unflexibler, findet sie. Außerdem sei ihr Alter ideal um Kinder zu bekommen, auch wenn Frauen in unserer Gesellschaft häufig erst mit über 30 Kinder bekämen – nach abgeschlossenem Studium und mit einem festen Job. Claire bekommt viel Unterstützung von ihrem Freund, sowohl im Studium als auch zu Hause. Beide Eltern studieren Chemie allerdings nicht mit drei Modulen im Semester, damit genug Zeit für den Sohn bleibt.

Schon drei Monate nach der Geburt von Akira hat Claire schon wieder die ersten Prüfungen geschrie-

Das Studium eignet sich für den Kinderwunsch

ben. „Ich hatte nur Module gewählt, die mich interessieren, und die mich deswegen bei der Stange halten“, sagt sie. Es war wichtig für Claire, nicht völlig aus der Uni auszusteigen. Der Alltag mit einem Baby sei zwar anstrengend, aber nicht unbedingt intellektuell fordernd. Für den Vater sei es auch eine Chance, eine innige Beziehung zum Kind aufzubauen, wenn sie mal weg sei, etwa in der Uni. Damit Eltern die Kombination aus Kind und Studium besser organisieren können, gibt es seit fünf Jahren die „Zappelkiste“, eine Einrich-



Kinderbetreuung mit Weitblick bei der Zappelkiste Foto: flickr.com / Mats Eriksson

tung des Vereins Studentische Eltern Leipzig. Im Eltern-Kind-Büro gibt es Platz für alle: einen Schlaf- und Spielraum für die Kleinen, ein Arbeitszimmer für die Eltern und eine Küche für das gemeinsame Mittagessen. „Vor allem kleine Kinder wollen ja immer bei ihren Eltern sein“, sagt Claire. Deswegen sei das Konzept besonders für etwa einjährige Kinder geeignet. Akira hat sie aber schon neun Tage nach der Geburt in die „Zappelkiste“ mitgebracht.

In der Uni erfährt sie als Mutter viel Verständnis, von Kommilitonen und Professoren. „Wenn mich jemand aus der Zappelkiste angerufen hat und ich im Hintergrund mein Kind schreien hörte, musste ich auch schon mal aus der Vorlesung rennen“, erzählt die junge Mutter. „Das konnte ich am Anfang einfach nicht hören.“ Aber Claire hatte sich schon während der Schwangerschaft über die Möglichkeiten, mit Kind zu studieren, informiert. „Im Studentenwerk habe ich mich gut aufgehoben gefühlt“, sagt Claire. Sie habe viele

Tipps bekommen. Inzwischen engagiert sie sich selbst für studentische Eltern. Seit diesem Semester ist sie eine der Organisatorinnen der Zappelkiste. Die Wohnung bietet nicht nur Raum zum Spielen und Arbeiten, sondern ist auch Treffpunkt für Eltern. „Die Zappelkiste hat mich eingesaugt“, sagt Claire, „vor allem wegen der Gemeinschaft“. Es sei ein Umdenken gegenüber der bisherigen Erziehungsmodelle, hier habe man das Gefühl, in einer Großfamilie zu sein. Das sei sehr wichtig – als Mutter könne es passieren, dass man mit dem Haushalt vereinsame. Die meisten Besucherinnen seien Frauen, aber zu Beginn dieses Semesters hätten sich auch zwei Väter angemeldet.

Die Idee hinter der Zappelkiste ist, dass Studenten ihr Kind von anderen Eltern betreuen lassen können, und so ungestört im Arbeitszimmer nebenan arbeiten oder in die Uni gehen können. Die Betreuung funktioniert nach dem Prinzip des Geben und Nehmens: Wer sein Kind dort unterbringen möchte, muss im Ge-

genzug einige Stunden in der Woche da bleiben und auch ein Auge auf die Kinder der anderen haben.

Die Zappelkiste soll aber kein Ersatz für einen Kindergartenplatz sein. „Wir sind eher die Lösung für zwei, drei Stunden“, sagt Claire. Der Mitgliedsbeitrag kostet zwölf Euro im Semester, die Räume stellt das Studentenwerk. Die Zappelkiste lebt vom Gemeinschaftsgedanken und ist deswegen immer auf der Suche nach Freiwilligen, die Lust haben, unter der Woche Kinder zu betreuen.

Vanessa Wolf ist 23 Jahre alt, macht ihren Master in Kulturwissenschaften und hat eine Tochter. Lilja ist anderthalb Jahre alt. Vanessa kommt in die Zappelkiste, um Zeit mit ihrer Tochter und anderen Eltern

Die Zappelkiste ist wie eine Großfamilie

zu verbringen. Lilja wurde nach ihrem Bachelor geboren, und nach einer einjährigen Pause studiert die junge Mutter nun wieder.

Vanessa hat sich bewusst dagegen entschieden, ihr Kind gleich in eine Krippe zu geben: „Ich wollte sehen, wie mein Kind laufen lernt.“ Wenn sie ein Seminar habe, lasse sie Lilja einfach in der Zappelkiste. Natürlich könne man als Mutter viel weniger für die Uni machen. „Es gibt nur wenige Stunden am Tag, in denen man Zeit für sich hat, wenn das Kind schläft zum Beispiel.“

Das baue schon Druck auf, aber das Studium sei der richtige Moment fürs Kinderkriegen, findet auch die alleinerziehende Mutter. Man habe viel Zeit, ohne sich finanziell von einem Ernährer abhängig machen zu müssen. „Und man hat noch nicht so hohe Erwartungen an seinen Lebensstandard.“

Sofia Dreisbach

Infobox – Familien in Zahlen

Laut dem Statistischen Bundesamt existieren in Deutschland 37,6 Millionen Privathaushalte. Unter diesen stellt der Anteil der Singlehaushalte mit 13,4 Millionen Personen den häufigsten Haushaltstyp in Deutschland dar. Der Großteil davon, etwa 42 Prozent, lebt in Städten mit über 100.000 Einwohnern. Dagegen stehen 8,1 Millionen Familienhaushalte, von denen 19 Prozent aus nur einem alleinerziehenden Elternteil bestehen.

Finanziell unterscheidet sich die Situation zwischen alleinerziehenden Männern und Frauen: 45 Prozent der Frauen verdienen zwischen 1.300 und 2.600 Euro im Monat, 40 Prozent weniger als 1.300 Euro. Alleinerziehende Männer verdienen zu 50 Prozent mehr als 1.300 Euro im Monat, nur 21 Prozent weniger als 1.300 Euro.

Im Durchschnitt aller Familien, alleinerziehend oder zu zweit, haben Frauen zwischen 15 und 49 Jahren 1,6 Kinder. Die derzeitige Geburtenrate liegt bei 1,38 Kindern je Frau. Im Vergleich: Anfang der 1960er Jahre lag sie dagegen bei 2,5 Kindern. In Europa liegt Polen mit einer Geburtenrate von 1,3 Kindern pro Frau auf dem letzten Platz, die Türkei und Island mit etwas über zwei Kindern auf den ersten Rängen. Im gesamtdeutschen Schnitt bekommt eine Frau ihr erstes Kind mit 30,7 Jahren. Damit liegt Deutschland laut ESTAT, dem Statistischen Amt der Europäischen Union, im europäischen Vergleich auf einem der letzten Plätze. In Sachsen-Anhalt liegt das durchschnittliche Alter der Erstgeburt bei 29,2 Jahren, dem niedrigsten Wert, in Hamburg bei 31,6 Jahren, dem

höchsten Alter. Die jüngsten Mütter gibt es mit durchschnittlich 21 Jahren in Bulgarien und Tschechien. Zwischen 1965 und 1970 lag das Alter der Mütter bei der ersten Geburt in der BRD noch bei 24 Jahren, in der DDR bei 22 bis 23 Jahren.

Laut Mikrozensus leben in Deutschland ungefähr 63.000 gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften von denen 32.000 eingetragen sind. In Deutschland sind nur eingetragene Lebenspartnerschaften für Homosexuelle möglich. Diese sind zwar nicht mit den gleichen Rechten, aber den gleichen Pflichten wie eine Zivilehe ausgestattet. Als erstes Land der Welt öffneten die Niederlande 2001 das Recht auf eine gleichgeschlechtliche Zivilehe, es folgten Skandinavien, das Vereinigte Königreich, Frank-

reich, kürzlich Luxemburg und weitere europäische Staaten. Kanada sowie 37 Staaten der USA erkennen gleichgeschlechtliche Ehen ebenfalls rechtlich an. In vielen afrikanischen und asiatischen Staaten werden Homosexuelle strafrechtlich verfolgt, im Sudan droht ihnen sogar die Todesstrafe.

Rund neun Prozent der gleichgeschlechtlichen Paare leben mit Kindern. Davon sind etwa 45 Prozent in die Familien hineingeboren, 44 Prozent stammen aus vorangegangenen heterosexuellen Beziehungen. Ein gemeinsames Adoptionsrecht für homosexuelle Paare gibt es in Deutschland nicht, eine Adoption ist nur einer Einzelperson möglich. Daher sind lediglich zwei Prozent der Kinder in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften adoptiert.

Vanessa Gregor

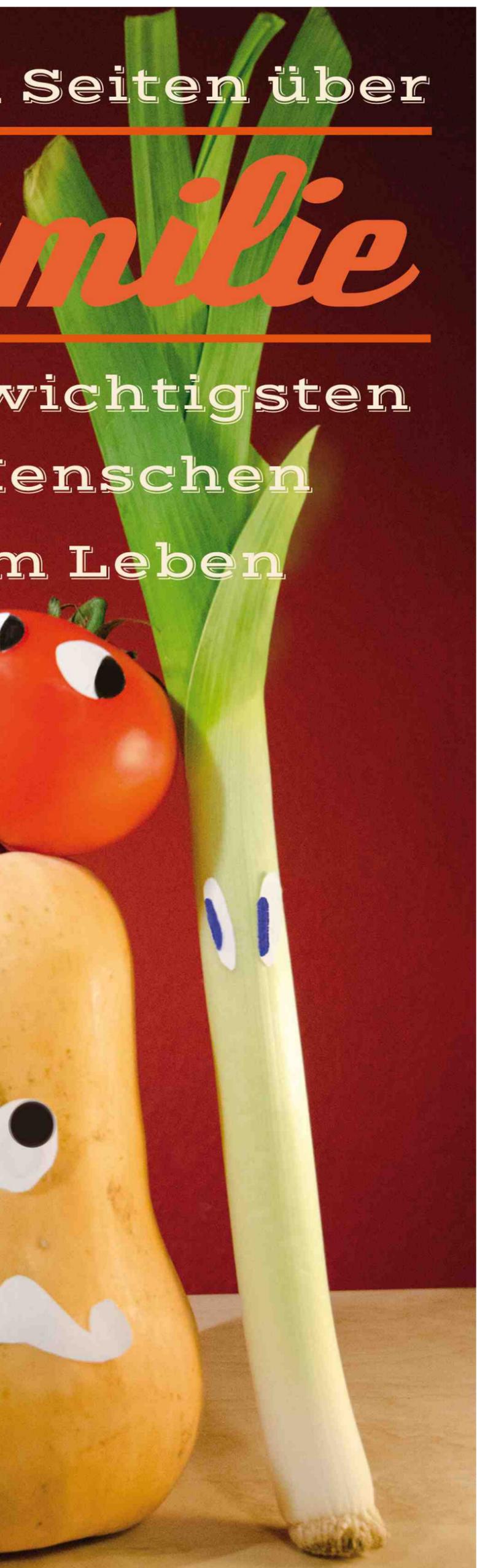
Zwei

Jaw

die v

M

ir



Seiten über

amilie

wichtigsten

enschen

m Leben

Die Familie im Wandel

Von der Kontroll- zur Verhandlungsbeziehung

Die Soziologie definiert die Familie als Menschen aus zwei Generationen. Eltern und Kind(er), oder ein Elternteil und Nachwuchs. Zwei Erwachsene ohne Kinder sind ein Paar, erst durch Kinder werden sie zur Familie. „Ich kenne keine andere Definition“, sagt Uta Starke. Und das will etwas heißen. Seit mehr als fünf Jahrzehnten beschäftigt sich die 76 Jahre alte, inzwischen emeritierte Privatdozentin mit der Soziologie – seit ihrem Studium an der Universität Leipzig, der sie bis heute treu geblieben ist.

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich das Verständnis von Familie stark verändert. War in den fünfziger und sechziger Jahren vor allem in den alten Bundesländern die Rede von der „Kernfamilie“, Vater, Mutter und ein Kind – im Osten meist mit zwei Kindern und berufstätiger Mutter –, reichen die Familienformen heute vom Alleinerziehenden bis zur Patchwork-Familie. Die grundlegende Idee der Familie habe sich trotzdem nicht überlebt, sagt Starke: „Wir brauchen die Familie.“ Sie sei für jeden Menschen das erste und engste soziale Netzwerk. „Die Familie als Nest ist da und bleibt!“ Selbst wenn die Mutter ledig sei oder das Kind unehelich, wenn man adoptiert werde oder im Kinderheim aufwachse – auch dort vermisse man seine Eltern. „Familie wird gelebt, ob wir sie brauchen oder nicht“, sagt Starke. Eine Untersuchung habe zwar ergeben, dass etwa in Hamburg 40 Prozent der jungen Frauen keine Kinder hätten – dafür aber noch ihre Eltern. Heute ziehe der Nachwuchs auch viel später von Zuhause aus als früher.

„Mit Einzelnen kann die Gesellschaft nicht existieren, die Familie ist die kleinste Zelle, sie hält die Gesellschaft zusammen“, glaubt Starke. Sonst wären die Erosionskräfte mit Sicherheit größer, und es bestünde die Gefahr, dass die Gesellschaft zerbreche. Die Familie habe heute aber andere Funktionen als früher. Die Entwicklung gehe weg von der Kernfamilie, Ehen oder Verbindungen würden heute aus anderen Gründen

eingegangen. Nicht mehr die ökonomischen Motive seien ausschlaggebend, sondern dass sich zwei Menschen lieben. „Ist die Liebe verschwunden, trennt man sich und kommt mit jemand neuem zusammen“, sagt Starke. „Das ist ein zivilisatorischer Fortschritt.“ Nur weil man sich einmal das Ja-Wort gegeben habe, bleibe man heute nicht

Gesellschaft ein, wenn etwa ein Kind gezüchtet werde. Die Gesellschaft achte darauf, die Familie so durchzusetzen, wie sie sie jetzt verstehe.

Laut Mikrozensus waren 2013 in 70 Prozent der 8,1 Millionen Familien in Deutschland (Eltern-Kind-Gemeinschaften mit mindestens einem Kind, ob nun leiblich, Stief-, Pflege- oder Adoptivkind) die Eltern verhei-



Eine sehr ernste Kernfamilie

Foto: Christian Hansen

mehr zusammen. Sie selbst ist seit 53 Jahren verheiratet und weiß, dass eine Beziehung Arbeit bedeutet und die Bereitschaft fordert, sie aktiv zu gestalten. „Wenn man bloß wartet, ob die Liebe bleibt oder geht, dann geht sie.“ Heute hätten die Dreißigjährigen schon mehr Beziehungen gehabt als Sechzigjährige in ihrem ganzen Leben. „Die Anzahl der Beziehungen sagt aber nichts über die Qualität der Beziehungen aus“, sagt Starke. Man könne viele gute gehabt haben, aber auch eine lange schlechte Beziehung.

Die Entwicklung der Familie ist immer eng mit dem Wandel der Gesellschaft verbunden. Die Familie hat sich laut Starke von der Kontrollfamilie – der vom Vater überwachten Kernfamilie aus Vater, Mutter und ein bis zwei Kindern – zur Verhandlungsfamilie entwickelt. In ihr sind die Partner und die Kinder gleichberechtigt. „Die westlichen Kulturen sind viel toleranter geworden, das hatte auch Auswirkungen auf die Familie“, sagt Starke. Heute greife die

ratet; 1996 waren es noch 81 Prozent. 20 Prozent der Eltern sind heute alleinerziehend – im Gegensatz zu 14 Prozent 1996 – und zehn statt nur fünf Prozent der Familien leben in nichtehelichen oder gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften. „Daran spürt man, wie wichtig Freiraum, Selbstbestimmung und Demokratiefähigkeit geworden ist“, sagt Starke. „Dass weniger Ehen geschlossen werden, führt aber nicht zu einem Stabilitätsverlust.“ Eine geschlossene Ehe sei nicht beständiger – außer vor dem Gesetz – als eine Partnerschaft ohne Heirat. Die Gesellschaft setze rechtlich noch auf die Ehe. Damit sei sie aber konservativer als ihre Bürger, die in Partnerschaften leben – die meisten piffen mittlerweile auf die Institution Ehe. Starke resümiert deshalb: „Die Gesetzgebung muss sich der realen gesellschaftlichen Entwicklung – weg von der Ehe – stellen und sich ihr anpassen. Diese Entwicklungen sollten per Gesetz gefördert werden.“ Ariane Dreisbach

Und wie seid ihr aufgewachsen?



Ich bin Georg, 20 Jahre alt und das älteste von vier Kindern. Meine Zwillingsschwestern Anni und Louise sind 16 Jahre alt, mein Bruder Ludwig ist 18. Wir sind alle Kinder der selben Eltern – und die sind seit 20 Jahren verheiratet. Meine Familie bedeutet mir alles. Sie unterstützt mich, sagt mir aber auch ehrlich, wenn etwas falsch läuft und hilft mir dann. Außerdem wird es in einer Großfamilie nie langweilig!



Ich bin Myriel und 21 Jahre alt. Meine Eltern haben sich kurz nach meiner Geburt getrennt. Seit ich mich erinnern kann, wohnt mein Stiefvater bei uns. Ich empfinde es als großes Privileg, zwei Papas zu haben. Als ich sechs war, haben wir meinen kleinen Bruder adoptiert. Mein biologischer Vater hat auch wieder geheiratet. Seine Frau hat zwei Töchter mit in die Ehe gebracht, die ich immer am Wochenende besucht habe.



Mein Name ist Sofia, ich bin 22 Jahre alt. Meine Eltern sind seit sieben Jahren getrennt, verstehen sich aber inzwischen wieder gut. Wenn ich mit meiner Zwillingsschwester nach Hause komme, essen wir gemeinsam, wir feiern zusammen Weihnachten und haben zu viert den schönsten Familienurlaub. Das klappt super – weil danach jeder wieder zu sich nach Hause gehen kann.

Kostprobe

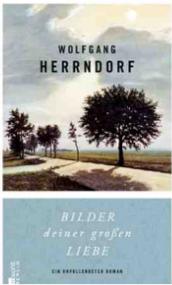


Foto: Rowohltverlag

Große Bilder

Verrückt sein heißt ja auch nur, dass man verrückt ist, und nicht bescheuert. [...] Es macht einem nur wahnsinnig Angst, wenn man merkt, dass man gerade auf den Gehweg kackt und weiß, dass das nicht üblich ist und dass sowas nur Leute machen, die verrückt sind.“ Sagt Isa, eine junge Frau, die eine Armyhose trägt und ein schmutziges T-Shirt und die gleich barfuß aus einem Heim weglaufen wird, um Deutschland und sich selbst zu erkunden: im Wald, im Lastwagen und zu Schiff. Sie ist die Protagonistin von „Bilder deiner großen Liebe“, einem unvollendeten Roman, dem es trotzdem an nichts fehlt. Es ist das letzte Buch des Autors Wolfgang Herrndorf, der einen unheilbaren Hirntumor hatte und sich im vergangenen Jahr das Leben nahm. „Ich bin kein Mädchen wie andere Mädchen.“, sagt Isa über sich. Sie spricht viel zu erwachsen für ihr Alter, das irgendwo in den Teeniejahren liegt, erzählt aber auch kindlich verworrene Geschichten: dass sie mit sechs aus dem Heim weggelaufen sei und sich Lesen und Schreiben selbst beigebracht habe, dann spricht sie aber wieder vom Vater, dem sie Sorgen bereite. „Bilder deiner großen Liebe“ ist schonungslos und manchmal abstoßend: „Bevor ich das erste Mal mit einem Jungen geschlafen hab, hab ich mir das Häutchen weg gemacht. Es war nicht so leicht. Am Ende habe ich eine Nagelschere genommen.“ Aber dann ist es wieder unglaublich zärtlich: „Ich liege auf dem Rücken. Weiß umrandete Wolken ziehen vor dem Mond vorbei. Ich stelle mir vor, jemand sieht mich von oben, aber niemand sieht mich. [...] Das glaube ich und ich fühle mich so wohl und so tot und wie ein aufgestauter Fluss, über den in der Nacht immer wieder einmal der Wind geht.“ Der Umschlag des Romans zeigt genau diesen Himmel und eine Allee mit zerrupften Bäumen. Herrndorf studierte Malerei, es ist sein Werk. Im Anhang steht, es habe mit der Zeile „Macht einem manchmal Angst, die Natur“ über seinem Schreibtisch gehangen. „Unendlich viele Sterne, und ich frage mich, ob es wirklich unendlich viele sind, und wenn ja, ob abzählbar viele oder überabzählbar. Abzählbar, würde ich schätzen. Ich stehe fünf Minuten auf der Stelle und schreie, [...] bis der Blick durch das Fenster zum Nachthimmel mich davon überzeugt, dass es doch überabzählbar viele sind, und zwar, weil alles andere nicht zum Aushalten wäre, und deshalb sind es überabzählbar unendlich viele Sterne über mir.“

Ariane Dreisbach

Rowohltverlag, ca. 17 Euro

Das also war des Pudels Kern

Heiße Szenen bei Gounods „Faust (Margarethe)“ in der Leipziger Oper

An einem kalten Samstagabend heizt die Leipziger Oper dem Publikum kräftig ein. Das bereits häufig behandelte Faustthema wird nun auch in der Leipziger Oper aufgegriffen. Ein Thema, das damals wie heute das Interesse der Menschen weckt.

Die Oper „Faust (Margarethe)“ von Charles Gounod ist in fünf Akte unterteilt, die in der Leipziger Version im Programmheft in nur vier Akte aufgeteilt wurde. Der in die Jahre gekommene und lebensmüde Faust beschwört den Teufel, der ihm die Jugend wiederbringen soll, um die junge und fromme Margarethe für sich zu gewinnen. Daraufhin erscheint Mephisto, um ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Trotz Margarethes keuscher Zurückhaltung gelingt es Faust so, ihre Gefühle zu entflammen. Nach der anfänglichen Liebe und Leidenschaft lässt Faust sie jedoch schwanger zurück. Vom Geliebten verlassen, von der Gesellschaft geächtet und vom Bruder verflucht, sieht Margarethe in ihrem Wahn keinen anderen Ausweg als den Kindesmord. Faust kehrt zurück und trifft sie in Erwartung auf ihr Todesurteil an. Er kann sie nicht überzeugen, mit ihm zu fliehen, da Margarethe so auf Vergebung ihrer Sünden hofft. Faust muss sie ihrem Schicksal überlassen.

An Einfallsreichtum und Effektivität fehlt es der Aufführung nicht. Die Ouvertüre mit ihren düsteren Klängen lässt die Tragik des Werkes erahnen, ebenso wie das am Anfang erscheinende Bild der zwei Pudel. Jedoch wird deren genaue Bedeutung während der gesamten Oper nicht aufgeklärt. Es könnte sich hierbei um den Höllenhund Cerberus handeln oder



Feuer und Flamme: Heiße Temperaturen in der Oper

Foto: Bettina Stöß

eine Anspielung auf Goethes Version der Tragödie sein, vielleicht auch beides. Schwer ist es allemal, des „Pudels Kern“ zu finden. Doch wurde das Publikum von den Pudeln abgelenkt, als Mephisto mit großem Feuereffekt die Bühne betrat.

Durch das vielfältig einsetzbare, bewegliche Bühnenbild, sowie der Aufmachung der einzelnen Szenen gelingt es, die Handlung beeindruckend zu untermalen. Ob verwelkende Blumen oder Hände, die scheinbar aus der Unterwelt ranken, dem Publikum wurde eine Menge an außergewöhnlichen Effekten geboten. Ebenfalls beeindruckend sind die Feuerspiele des Mephisto, die jedoch durch ihre Häufigkeit ihren Überraschungseffekt einbüßen.

Für Erstaunen sorgen auch Darstellungen mehrerer Sexszenen, eine Art Stilbruch zum Rest der Inszenierung. Von Liebesakten, welche in der Walpurgisnacht ihren Höhepunkt finden, bis hin zu Flammen, die zwischen Beinen aufloderten, bleibt dem Publikum nichts der Phantasie überlassen.

Passend zur Handlung ist es dann meist Mephisto, der Anlass zu den jeweiligen Liebesakten bietet und diese antreibt. Erst durch diese Szenen jedoch – durch das Ablegen und Wechseln der Kleidung – fällt die Detailgenauigkeit und Farbenpracht der verschiedenen Kostüme auf. Sie werden jedoch nicht zu sehr in den Vordergrund gedrängt, sondern dienen der passenden Untermauerung der Szenen.

Auch die schauspielerische Leistung ist beeindruckend. Der Tod von Margarethes Bruder sorgt für Gänsehaut, der Zwiespalt zwischen Soldatenchor, Geschwistern und der Liebe wird ergreifend dargestellt. Dabei lässt Jonathan Michie, in der Rolle von Margarethes Bruder, dem Zuschauer keine Minute Zeit zum Luftholen, als er seine letzten Atemzüge tut. Auch Olena Tokar spielt die Rolle der Margarethe in ihrer Verliebtheit, später Einsamkeit sehr emotional. Ebenso Faust und Mephisto (Mirko Roschkowski und Tuomas Pursio) fühlen sich authentisch in ihre Rollen hinein. Die einzige Person, die am Anfang für leichte Fehlführung in der Handlung sorgt, war die Hosenrolle des Siebel, gespielt von Kathrin Göring. Die außergewöhnliche Gesangsart macht es einem schwer, den Freund des Bruders, der einen Mann darstellen soll auch als solchen zu erkennen, doch sollte sich dieses Missverständnis im weiteren Verlauf der Oper aufklären. Musikalisch, schauspielerisch und aufgrund ihres Bühnenbilds bietet die Oper einen bunten und spannenden Abend. Tosender Applaus und Bravo-Rufe belohnen die Aufführung.

Auch wenn in „Faust“ alle Versuche, das Geschehen zum Guten zu wenden, automatisch zum Scheitern verurteilt sind, nicht zuletzt durch das Eingreifen des Teufels Mephisto – die Inszenierung macht die Tragödie zum Genuss.

Rosalie Scholz

Die nächsten Vorstellungen finden am 16.11., 8.1. und 10.1. statt.

Gebietsfremde Arten in Deutschland

Sonderausstellung Neobiota zeigt invasive Pflanzen

Alle invasive Arten werden in Deutschland heimischen Pflanzen- und Tierarten bezeichnet, die sich erst durch die sich verändernden Umwelteinflüsse und den Menschen in den hiesigen Regionen ansiedeln konnten. Die Neobiota-Sammlung zeigt viele dieser oft mit Absicht eingeführten Arten. Eine große Rolle spielte dabei immer der menschliche Handel und Verkehr. Als Beginn werden die Entdeckung Amerikas und der damit vergrößerte Handelsraum im Zusammenhang mit der Einführung fremder Arten erwähnt.

Problematisch werden für die einheimische Flora rund 10 Prozent der 400 Neophyten, denn die invasiven Pflanzen verursachen Schäden und beanspruchen den Lebensraum der heimischen Pflanzen. Viele Beispiele solcher Zier- und Nutzpflanzen sind ausgestellt. Große getrocknete Zweige diverser Pflanzen sind als Anschauungsmaterial gut verwendet. Sie wechseln sich ab mit kleinen Blütenstängeln, sicher hinter Glas. Auf Informationstafeln zu den ein-



Äh, Katze? Foto: Naturkundemuseum

gestellten Exponaten sind alle wichtigen Informationen und Merkmale kurz zusammengefasst.

Derzeit gibt es in Deutschland mehr als 1.100 fremde tierische Arten von denen jedoch nur ungefähr 250 Arten wirklich dauerhaft hier bestehen können und als eta-

biert gelten. Ständig kommen weitere Arten hinzu. Die Anzahl der Neophyten in der Sammlung ist leider deutlich höher als die der ausgestellten Neozoen, so der Fachname der neu angesiedelten Tierarten.

Mit großen informativen Plakaten an den Wänden der Dauerausstellung werden die einzelnen Faktoren der Einführung von Neobiota aufgezeigt. Mit ihnen wird auch erklärt, dass bei vielen der ausgestellten Pflanzen und Tieren gar nicht mehr bekannt ist, wie und wann sie sich in unseren heimischen Regionen ansiedeln konnten. Im Gegensatz zu den unbeabsichtigt eingeführten Tieren und Pflanzen steht zum Beispiel der zur Jagd eingeführten Procyon lotor, eher bekannt als nordamerikanischer Waschbär. Dieser gilt in weiten Teilen Deutschlands mittlerweile sogar als Plage.

Die Ausstellung bezieht sich zum größten Teil auf Neophyten und Neozoen aus der näheren Umgebung rund um Leipzig. Zu sehen gibt es sie als Präparate, getrocknete und gepresste Pflanzenteile und Fotos. Einige exoti-

sche Exemplare, wie zum Beispiel ein Albinomink gehören zu den Highlights der doch recht kleingerateten Ausstellung. Zur Sonderausstellung „Neobiota“ gibt es einige vom Kurator des Museums geleitete Führungen sowie mehrere Vorträge, die ein kleines Rahmenprogramm bilden.

Auf einer Etage widmet sich das Naturkundemuseum so ehemals fremden, jetzt heimischen Tier- und Pflanzenarten. Mit studentfreundlichen Eintrittspreisen lockt das Museum gerade für regnerische und kalte Herbstsonntage, da bietet sich ein Besuch des Museums nicht nur wegen der Dauerausstellung an. Das Naturkundemuseum hat auf seinen zwei weiteren Etagen noch einiges mehr zu bieten. Große Präparate, von Bison und Känguru, sind durchaus sehenswert und wecken Interesse an der Themenwelt des Museums.

Vanessa Gregor

Die Sonderausstellung „Neobiota – Fremde Arten werden heimisch“ kann noch bis zum 4. Januar im Naturkundemuseum Leipzig besucht werden.

Die Escape-Crew

student!-Reisereihe: Wie weit kommen wir eigentlich mit dem MDV-Ticket?

Drei Stationen hinter dem Leipziger Hauptbahnhof kommt der erste Bedarfshalt. Die S4 Richtung Hoyerswerda hält nur, wenn jemand auf den Halteknopf drückt. An diesem grauen Sonntag will niemand in Leipzig-Heiterblick aussteigen. Die S-Bahn ans vermeintliche Ende der Welt ist aber gar nicht so leer wie erwartet.

Hinter der Brache um den Leipziger Hauptbahnhof kommen die letzten Altbauten, dann beginnen die Plattenbauten, die irgendwann von Dörfern mit DDR-grauen Häusern abgelöst werden, und das Internet auf dem Handy wird immer schlechter. Hier trägt die Jugend sonntags das Dorfblättchen aus, geht mit dem Handkarren von Vorgarten zu Vorgarten. An einem der vielen leerstehenden Bahnhofshäuser, die oft aus roten Backsteinen gebaut sind, steht „Escape Crew“ geschrieben, in Mockrehna „hirnt-tot“. Flucht ist da das erste, das einem in den Sinn kommt. Wenn aber mal die Sonntagshektik des verkaufsoffenen Leipziger Hauptbahnhofs abgeschüttelt ist und die Gedanken an all die aufgeschobenen Sachen für die Uni in der kommenden Woche vertrieben sind, beginnt in der S-Bahn das Gefühl, auf eine kleine Reise zu gehen. Dann fährt man nicht mehr durch die langweiligen Käffer, sondern genießt die Ruhe der wohlhabenden Pampa, die viele Leipziger Studenten



Auf dem Weg zum Bestattungstermin

Foto: Sofia Dreisbach

wahrscheinlich noch nie gesehen haben, auch wenn sie seit diesem Semester mit ihrem MDV-Ticket kostenlos erkunden können.

„HIER könnte ihre neue BÜRO-, PRAXIS- ODER GEWERBEFLÄCHE entstehen“, schreit uns beim Aussteigen ein Plakat am Bahnhof Torgau entgegen, der zu großen Teilen leer steht. Daneben hängen grünlich ausgebleichte Werbun-

gen für „Britain“ und „Edinburgh“ – so ungefähr die letzten Orte, an die man denkt, wenn man hier ankommt. An den modernen Bussteigen nebenan erzählen auf Knopfdruck freundliche Frauen vom Band, wann der Bus kommt und wohin er fährt – auch wenn der angezeigte Bus sonntags dann doch nicht fährt.

In die Altstadt der „Stadt der Renaissance und Reformation“

läuft man etwa eine Viertelstunde, vorbei an vielen spitzenbehängten Fenstern, hinter denen alte Leute schauen, was denn draußen so los ist. Unsere Gruppe junger Leute fällt auf. In den kopfsteingepflasterten Straßen der Altstadt herrscht sonntägliche Ruhe, vielleicht ein Dutzend der 20.000 Einwohner Torgaus sind unterwegs. Aber die hübschen Fachwerkhäuser in den schmalen Gassen und das Schloss Hartenfels sind einen Blick wert – im Sommer leben dort im Schlossgraben zwei Braunbären. Torgau gehört zum Landkreis Nordsachsen, die Homepage des Mitteldeutschen Verkehrsverbands empfiehlt hier als „größere Städte“ noch Bad Dübener und Delitzsch.

Wir wollen aber wieder zurück in den Kreis Leipzig, nach Wurzen. Je später der Nachmittag, desto lieber sind wir nicht mehr so viele öffentliche Verkehrsmittel von der Stadt entfernt – man weiß ja nie, wann und wo der letzte Zug kommt, wir haben unsere Route nicht durchgeplant.

Wir nehmen den Bus Richtung Dahlen. Auf zwei Minuten kommt es hier nicht an – wir dürfen die Pommes zwar nicht mit in den Bus nehmen, aber in Ruhe davor aufessen. Der Reisebus schaukelt über gewundene Landstraßen, malerische Alleen und durch Dörfer, die aus drei Häusern bestehen. Wir sind mit dem Fahrer zu siebt im Bus. Am Bahnhof wartet

immerhin ein halbes Dutzend Menschen auf den Zug nach Wurzen: ein junger Mann etwa, der zurück in die Kaserne fährt, eine Handvoll, die mit Reisetaschen wieder auf dem Weg in die Zivilisation ist, und ein altes Paar in Jogginganzügen.

Wurzen ähnelt Torgau. In der Altstadt reihen sich windschiefe Fachwerkhäuser aneinander, dazwischen immer wieder noch unrenovierte Häuser kurz vor dem Einsturz, einige Läden stehen leer. Es gibt hier wie da nette kleine Läden zum Bummeln, aber sonntags schläft die Stadt. Nur der obligatorische Dönerladen am Marktplatz macht sogar 20 Minuten früher auf für uns – Sightseeing macht hungrig.

In letzter Sekunde springen wir in den Bus, fahren über die Dörfer nach Grimma, same procedure as every year. In der Dämmerung gehen die Peitschenlampen auf den Betonmasten an und die Lichter in den Fenstern. Im letzten Büchsenlicht streifen wir durch Grimma, auch hier gibt es Fachwerkhäuser und Kopfsteinpflaster, den Fluss Mulde, an dem man hübsch sitzen kann, kleine Läden und eine Kirche. Nur der Imbiss und ein Eiscafé sind noch geöffnet. Dort trinken wir noch eine heiße Schokolade, bevor wir nach Leipzig zurückfahren und uns die Zeit wieder einholt.

Ariane Dreisbach

Vielfalt und Qualität

Kulturförderung im Zeichen des Jubiläums

Fast fünf Millionen Euro hat die Stadt Leipzig in diesem Jahr zur Förderung freier Kunst und Kultur zur Verfügung gestellt. Auch für das kommende Jahr soll ein Teil des Kulturhaushalts für den Erhalt und Ausbau kultureller Vielfalt verwendet werden. Dieser wird laut dem Beschluss der Ratsversammlung bei fünf Prozent liegen. Mit der Vergabe soll einerseits die Vielfalt und Qualität des bestehenden Angebots gesichert werden, des Weiteren gehe es um die verstärkte Förderung neuer, innovativer Projekte, so das Kulturamt.

Schwerpunkt in der Projektförderung 2015 bilden Vorhaben, die in besonderem Zusammenhang mit dem Festjahr „1000 Jahre Leipzig“ im kommenden Jahr stehen. Hier werden Projekte gewürdigt, die sich mit Stadtteilkultur und Stadtgeschichte beschäftigen, oder im Rahmen der Jüdischen Woche stattfinden, welche die 50-jährigen diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel in den Mittelpunkt stellt. Die Vorhaben sollen die Bürger für die Stadtgeschichte sensibilisieren und das kulturelle Angebot Leipzigs auch außerhalb des Zentrums gewährleisten. Weitere Förderbereiche sind unter anderem Literatur, Musik und Darstellende Kunst.

Bei der institutionellen Förderung wird es im kommenden Jahr

zwei Hauptbereiche geben. Zum einen sollen die Rahmenbedingungen für die freien Theaterhäuser gesichert werden. Außerdem will das Kulturamt mit seinen Zuschüssen die Betreuung des Torhauses Dölitz absichern. Das ehemalige Rittergut ist Teil des Markkleeberger Naherholungsgebiets und beherbergt ein Zinnfigurenmuseum sowie verschiedene Vereine. Im Gegensatz zur Projektförderung ist die institutionelle Förderung keinem zeitlich begrenzten Vorhaben gewidmet, sondern richtet sich an Träger, die ein ganzjähriges oder regelmäßiges Kulturangebot sicherstellen.

Mit der Vergabe der Fördermittel für das kommende Jahr folgt das Kulturamt dem im Jahr 2008 beschlossenen Kulturentwicklungsplan der Stadt für die Jahre 2008 bis 2015. Darin wurden vier Schwerpunkte festgelegt: die kulturelle Vielfalt als Markenzeichen Leipzigs; Kunst und Kultur in einer jungen Stadt, die dem demografischen Wandel gerecht wird; Musik als verpflichtende Tradition mit Entwicklungspotential, und Kreativwirtschaft als Leipzigs kulturelle Zukunft. Mit diesem Konzept und den damit verbundenen jährlichen Fördermaßnahmen soll sich die kulturelle Vielfalt und Qualität der Stadt nachhaltig und zielgerichtet entwickeln.

Annina Häfemeier

Mit Filmen verreisen

Französische Filmtage feiern 20-jähriges Bestehen

Zum 20. Mal widmen sich Leipziger Kinos, die Schaubühne Lindenfels und die Passage Kinos in Zusammenarbeit mit dem Institut Français, eine Woche lang dem französischen Film. Vom 19. November bis zum 26. November besteht das Programm der Kinos fast ausschließlich aus französischsprachigen Filmen.

Der Schwerpunkt des Programms der Schaubühne Lindenfels liegt dieses Jahr auf dem Regisseur Jaques Truffaut und der retrospektiven Betrachtung des Sprachkinos. Truffaut gewann mit seinen Filmen mehrmals die Goldene Palme in Cannes und war Mitbegründer der „Nouvelle Vague“, einer in den späten 1950er Jahren entstandenen Stilrichtung des französischen Films. Neuere Filme wie zum Beispiel „Long Wave“, eine Koproduktion verschiedener europäischer Länder, wurden in das Programm aufgenommen; ebenso wie einige Premieren und Vorpremieren von bis dato in Deutschland noch ungezeigten Filmen. Ein ansprechendes Kurzfilmprogramm mit Highlights wie „Die Frau von Nebenan“ und „Die Unverschämten“ wurde überdies auch initiiert.

Die Passage Kinos warten dieses Mal mit dem Thema „Paris im Film“ auf. Im Spielplan finden sich verschiedene Genres. Viele Klassi-



Das erste Treffen mit den Schwiegereltern

Foto: Passage Kinos

ker wie „Unter den Dächern von Paris“ und „Die Liebenden von Pont-Neuf“ neben kommerziell sehr erfolgreichen Filmen, zum Beispiel „Monsieur Claude und seine Töchter“ bieten den Zuschauern eine große Auswahlmöglichkeit. Ein kleineres Jubiläum feiert im Rahmen der Französischen Filmtage die Cinéfête. Die spezielle Veranstaltungsreihe für Schüler und Jugendliche jährt sich nun zum 15. Mal. Die Filme, gezeigt im Original mit Untertitel, bestehen aus einer Auswahl von altersgerechten Ko-

mödien, Dramen und auch Zeichentrickfilmen.

Unterstützt wird das Festival von einigen privaten Sponsoren, der französischen Botschaft und dem Amt für Wirtschaftsförderung.

Vanessa Gregor

Eine ausführliche Programmübersicht zu den Französischen Filmtagen und auch zum Jugendfestival sind zu finden auf: www.franzoesische-filmtage.de

Entertainer im roten Jackett

Auf ein Wort mit DJ und Moderator Tim Thaelke

Majestätisch schreitet die Gestalt im knallroten Anzug über den hell beleuchteten Rasen. Hinter ihr treten 22 athletische Menschen langsam aus dem weißen Rauch, der aus dem Spielertunnel ins Stadion quillt. Tosender Applaus bricht aus, als Stadionsprecher, Moderator und DJ Tim Thaelke die Fußballmannschaften zum Heimspiel in der Red-Bull-Arena begrüßt. student!-Redakteur Niklas Tolkamp hat den selbst ernannten „Entertainment-Aktivist“ getroffen und mit ihm über seine Gestaltungsmöglichkeiten als Stadionsprecher, den Weg vom Nischenprogramm zur Massenveranstaltung und ein besonderes Geschenk zum 27. Geburtstag gesprochen.

student!: Der Job des Stadionsprechers wird ja nicht wie andere freie Stellen ausgeschrieben. Wie sind Sie zu RB Leipzig gekommen?

Thaelke: Man schaut als Verein unter den Moderatoren seiner Stadt, wer passen könnte. Ich habe ja schon für das Leipzig Fernsehen viele Formate gemacht. Das ist zwar immer noch irgendwie im Underground des Moderatorenums gewesen, aber ich habe auch ein paar allgemein bekannte Sachen entwickelt. Es ging nach dem Anruf relativ schnell, da sie meinten, ich soll so bleiben wie ich bin. Wenn RB jetzt gesagt hätte, ich muss mir ein Trikot und einen Schal anziehen, im Stadion rumspringen und die Leute animieren, dann wäre das gar nicht so mein Ding. Das kann ich auch nicht unbedingt. Die Verantwortlichen bei RB haben aber gemeint, dass sie es cool fänden, wenn ich im Anzug rumrenne und etwas overdressed bin. Das ist mal etwas anderes. Damals haben wir noch tiefste vierte Liga gespielt und ganz viele Sachen ausprobiert. So kristallisierte sich im Laufe der Zeit ein Move raus, den du an einem Spieltag durchziehst. Für mich war das natürlich eine geile Gelegenheit, dieses Konzept mit zu entwickeln.

student!: Wie viel freie Hand hatten Sie dabei? Wie viel Tim Thaelke und wie viel RB Leipzig stecken in der Stadionmoderation?

Thaelke: Am Anfang hat der Verein fast gar keine Vorgaben gemacht. Da hat man dann gemeinsam entschieden, was gut und was nicht so gut funktioniert. Es gibt natürlich schon bestimmte Inhalte, die mir der Verein zuspielt, zum Beispiel welche Person ich im Interview habe. Das entscheide ich ja nicht spontan, indem ich mir jemanden aus der Menge herausgreife. Meist steht ein bestimmter Spieler oder ein bestimmter Promi im Stadion zur Verfügung, der vorher Bescheid weiß und mir dann zugeschanzt wird. Mit dieser Person, wie ich formuliere, habe ich schon total freie Hand, aber ich bin auch nicht ganz blöd. Es gibt schon ein paar Sachen, bei denen ich den-



Moderator, DJ, Stadionsprecher, Stylist, Gentleman - Tim Thaelke, der Alleskönner

Foto: Hannes Rother

ke, dass sie vielleicht besser zum Verein oder zur Marke passen als andere. Aber grundsätzlich wollte RB Leipzig ja schon Tim Thaelke dort haben, dann sollen sie ihn auch bekommen!

student!: RB sieht sich ja ständig mit dem Vorwurf der Kommerzialisierung des Fußballs konfrontiert. Sie kommen aus der Unterhaltungsbranche und haben außerdem vor längerer Zeit in einer Punkband namens The Devil in Shorts gespielt. Wie lässt sich die Tätigkeit als Stadionsprecher bei RB Leipzig vor diesem Hintergrund vereinbaren?

Thaelke: Wenn ich in der Unterhaltungsbranche für einen privaten Fernsehsender wie Leipzig Fernsehen arbeite, dann arbeite ich natürlich auch kommerziell. Damit habe ich auch grundsätzlich gar kein Problem. Abgesehen davon arbeite ich weder für ein Atomkraftwerk noch für einen Heroinhändler, sondern für eine Getränkemarkte. Das finde ich erst einmal nicht schlimm. Das sehen natürlich ein paar Fußballfans in Deutschland ein bisschen anders. Deren Argumente kann man sich auch anhören, aber damit habe ich persönlich nie auch nur ansatzweise ein Problem gehabt. Ich habe viel mehr ein Problem damit, wenn irgendwelche Fans beispielsweise eine rechte Szene haben, gerade im Bezug auf das Thema Punkrock. Außerdem komme ich aus der Skater-Ecke und dort ist Red Bull sowie so schon immer irgendwie mit verhaftet gewesen.

student!: Stadionsprecher bei anderen Fußballvereinen sind oft Leute, die schon seit längerem mit dem Verein verbunden sind und sich mit ihm identifizieren. Gab es beim Einstieg 2011 Vorbehalte gegenüber Ihrer Person?

Thaelke: Als Stadionsprecher hast du eben klassischerweise

den uralten Fan mit Kutte und Vollbart oder häufig auch Radiosprecher. Bei uns war die Herangehensweise anders, da ich Unterhalter und kein Sportjournalist bin. Ich bin auch kein reiner Ansager und damit hatten auch einige Fans ihre Problemchen. Bei Stadionsprechern ist der Auftritt im Anzug tatsächlich noch neu und einige Leute hatten das Gefühl, dass ich ein Schickimicki sei, der sich zu sehr von ihnen hebt. Die Fans haben sich auch gewünscht, dass ich die Fangesänge mit anstimme. Das ist aber nicht meine Aufgabe, sondern die des Capos im Block. Dann gab es Leute, die im Internet die große Welle gemacht haben, weil ich etwas rumprobiert habe. Ich habe davon mittlerweile lange nichts mehr gehört, was aber auch an meiner selektiven Wahrnehmung liegen kann (lacht). Ich glaube, da haben sich die Wogen schon extrem geglättet. Ich kann ohne Angeberei sagen, dass ich jeden Tag eine Mail von jemandem kriege, der das ganz toll findet, was ich da mache. Inzwischen sagt auch keiner mehr, dass er es blöd findet, dass ich einen Anzug trage. Das ist Kult geworden.

student!: Neben Ihrer Tätigkeit als Stadionsprecher haben Sie viele verschiedene Shows wie zum Beispiel die Kolumne Einerkette, Tim im Turm oder die Comedy Roast Show entwickelt. Haben Sie ein Steckenpferd, also eine Art Lieblingsprojekt?

Thaelke: „Riskier dein Bier!“ ist nach neun Jahren immer noch mein Moderationsflugschiff. Ich freue mich dort einfach über das Gesamtwerk. Was mir momentan am meisten Freude macht, ist die „Comedy Roast Show“, bei der jeder „Roaster“ eine Rede auf den Star des Abends vorträgt, in der das unfreiwillig Komische und Negative zur Sprache kommt. Es ist sehr comedylastig und hat gleichzeitig diesen böartigen

Teil, auf den ich auch sehr stehe. Das thrillt mich im Moment am meisten. Ich muss monatelang an dieser Show arbeiten, indem ich mich mit Leuten in Kneipen treffe und diese überrede zu kommen. Ich freue mich schon, wenn Stefan Kretzschmar am 25. November „geroastet“ wird.

student!: Was ist das Besondere an „Riskier dein Bier“?

Thaelke: Jeder Zuschauer im Publikum kann bei dieser Live-Quizshow mitmachen und mit Wissen und etwas Glück bis zu 124 Flaschen Bier gewinnen. Das Besondere an „Riskier dein Bier!“ ist, dass ich dieses Format Quizshow einfach so in meine Welt reinziehe. Das heißt, ich mache ganz andere Fragen als Günther Jauch jemals stellen würde, ich habe ein ganz anderes Publikum, ich bin natürlich viel härter und was den Umgang mit Gästen angeht bin ich viel respektloser. Für mich ist meistens der Unterhaltungswert einer Frage viel wichtiger als der Lernwert, den man dabei noch hat. Und so mache ich das mit einigen Sachen.

student!: Gibt es eine Person, die Sie gern interviewen würden, wenn Sie könnten?

Thaelke: Wenn ich die freie Wahl für ein längeres Interview hätte, dann fände ich es sehr interessant, Frank Farian mal zu interviewen. Das ist ein Plattenproduzent, der in den Siebzigern und Achtzigern große Erfolge hatte. Das ist der Dieter Bohlen, der es aber international geschafft hat. Auch Dieter Bohlen hatte mit Modern Talking seine Erfolge, aber Frank Farian hat zum Beispiel Boney M. und Milli Vanilli gemacht. Ich glaube, der hat noch ein paar geile Geschichten aus den Siebzigern und Achtzigern zu erzählen, die heute so nicht mehr denkbar wären. Ich habe mal eine Zahl gehört: Der hat insgesamt eine Milliarde Tonträger verkauft und das ist eine

Hausnummer, über die man reden kann.

student!: Sie haben schon eine Menge Shows kreiert. Woher kommen die Ideen?

Thaelke: Wenn man solche Showformate entwickelt: Die Kuh ist da auch schon längst gemolken. Also es gibt keine ganz neuen Showformate mehr. Alles, was du im Fernsehen oder live auf einer Bühne siehst, sind immer bestimmte Abwandlungen von Sachen, die es irgendwo schon gegeben hat. „Riskier dein Bier!“ ist so einzigartig wie es da steht, aber am Ende des Tages ist es eine Quizshow. Und bei der „Comedy Roast Show“ beispielsweise habe ich mich in den USA inspirieren lassen.

student!: Sie haben auch mal studiert. Hat das Studium für Sie und Ihre Tätigkeit heute noch eine Bedeutung?

Thaelke: Das war ein Zeitvertreib. Man muss dazu sagen: Ich habe noch Magister studiert und das war der Persilschein fürs Party machen. Ich kannte Leute, die haben ihr 25. Semester gefeiert und noch nicht einmal Zwischenprüfung gemacht. Man hat sich dort seine Fahrkarte für die Straßenbahn abgeholt und den Rest hat man nach Gutdünken gemacht. Ich habe Anglistik und Soziologie studiert, weil man dort eine sehr ruhige Kugel schieben konnte. Als das Bafög auslief habe ich mir vorgenommen: Zu meinem 27. Geburtstag schenke ich mir die Exmatrikulation. Dann bin ich in die Künstlersozialkasse eingetreten, weil ich damals schon viel künstlerisch gemacht habe. Du merkst, dass du in ein Alter kommst, bei dem du in vielen Jugendwettbewerben nicht mehr zur Jugend gehörst.

student!: Woher kommt dein Künstlername?

Thaelke: Der ist abgeleitet von Wim Thaelke, der in den siebziger und achtziger Jahren „Der Große Preis“ im ZDF moderiert hat. Er war für mich als Kind wie für andere Dieter Thomas Heck. In die Badewanne, Schlafanzug an, „Der Große Preis“ gucken und anschließend ab ins Bett. Obwohl ich die Fragen der Quizshow nicht einmal verstanden habe, fand ich das dennoch sehr unterhaltsam. Das war für mich der Inbegriff des Quizmasters. Ich habe zur damaligen Zeit noch Platten aufgelegt und mir dann überlegt eine Quizshow zu machen. Ich wollte das aber nicht unter dem gleichen Namen machen, unter dem ich auch als DJ auftrat, um nicht zu verwirren. Die Quizshow ist eine andere Welt, die ich bespiele. Und da ich sowieso Tim heiße, passte Thaelke gut dazu. Was zu Beginn als Gag geplant war, hat sich als mein richtiger Künstlername etabliert, auf den ich mittlerweile mehr höre als auf meinen bürgerlichen Namen. Ich identifiziere mich so stark mit dem Pseudonym, dass ich nun eher Probleme mit meinem bürgerlichen Namen habe. Ich kriege auch kaum noch Post unter meinem echten Namen.

Ein T-Shirt als Sonntagsanzug

Vier Freunde lassen Textilfabrik im Erzgebirge wieder aufleben

Es steckt eine Geschichte dahinter – das ist es wohl, was Marks, Lisas, Flos und Martins Idee von selbstgemachten T-Shirts besonders macht.

Lisas Tante, Gisela Walther, führt in Thum im Erzgebirge die Textilfirma „Ernst Otto Lässig“. Diese wurde bereits 1905 gegründet und produzierte unter dem Namen „Dreiklang“ den bekanntesten Schlafanzug der DDR. Mit der Wende kam der Betrieb mit ehemals 40 Angestellten ins Wanken. Heute bearbeiten Walther und eine weitere Näherin nur noch unregelmäßig Aufträge.

Vor etwa einem Jahr beschlossen die gelernte Schneiderin Lisa Schwalbe und ihr Freund Mark Teucher, der Marke Dreiklang neuen Schwung zu verleihen. Beide stammen aus dem Erzgebirge und wollen mit wertiger Kleidung positive Gedanken aus ihrer Heimat gegen die Billigmentalität senden.

Mit ihrem Konzept, ein handgearbeitetes, faires Kleidungsstück mit Rohstoffen aus Sachsen zu produzieren, das „die inneren Werte nach außen trägt“, überzeugten sie schnell ihren Mitbewohner Martin Jähnert und einen Freund, Florian Eidner, der Maschinenbau in Dresden studiert. Sie alle sind der Meinung, dass eine transparente Produktion von ökologischer Kleidung nur vor Ort



So sieht wahre Begeisterung für das eigene Projekt aus. Foto: Hannes Rother

möglich ist und wollen für diese Überzeugung ihre Kompetenzen bündeln: Lisa entwirft die Schnitte, Florian kümmert sich um den Onlineshop, Mark organisiert den Vertrieb und Martin nutzt sein Studium des Wirtschaftsingenieurwesens für die Berechnung der Ökobilanz. Zusammen mit den erfahrenen Näherinnen, für die durch ihr Projekt neue Arbeitsplätze geschaffen werden sollen, produzieren sie in Thum an den antiken Maschinen. Für jeden Schnitt gebe es eine eigene. „Das sind echte Schätze, die sich jede Schneiderin wünscht“, sagt Lisa.

Eine Handvoll T-Shirts existiert bereits. Für diese nutzten sie Stoffreste der Fabrik. Eines ist bedruckt mit einem Foto der Gründerfamilie, das sie in der Fabrik fanden,

ein anderes enthält Embleme des alten DDR-Schlafanzugmotivs. Die Geschichte ist in jedem Kleidungsstück verwoben.

Die künftigen Manufakte sollen Werke regionaler Künstler zieren. Die Motive der ersten Serie werden von der Leipziger Künstlerin Anne Becker stammen.

Um ihre Vision in die Tat umsetzen zu können, starteten die Vier im August dieses Jahres mit einem von Freunden gedrehten Imagefilm ein Crowdfunding für die erste Produktionsstrecke. 10.400 Euro statt den benötigten 6.000 Euro kamen in einem Monat durch 235 Unterstützer zusammen. Viele junge Leute zeigten sich sogar so begeistert von der Idee, dass sie anboten, ehrenamtlich mitzuarbeiten. Die transparente Herkunft

überzeugt: selbst einfache Blankshirts wurden nachgefragt.

Die Serienproduktion stockt jedoch zurzeit. Die mit dem neuen Budget geordneten Stoffbahnen aus zertifizierter Biobaumwolle wurden falsch ausgeliefert. „Der ganze Prozess dauert länger als gedacht“, meint Martin, „aber je länger man auf etwas wartet, umso wertvoller wird es doch.“

Bis die richtigen Stoffbahnen ausgeliefert sind, gehen die vier Freunde andere Wege. Sie kümmern sich um ihren potenziellen Kundenstamm, organisieren Dankesfeiern und verlosen Jahresabonnements ihrer T-Shirts bevor die Produktion überhaupt begonnen hat. „Wir wollen unser Produkt nicht in den Markt drücken, sondern warten, bis es angenommen wird“, sagt Martin.

Ihre Stärke ist die Mühe, die sie für jedes T-Shirt aufwenden: Eingepackt in einen umweltschonenden Pappkarton wird es mit einer Schleife und einer von der Näherin handsignierten Karte versendet. „Es wird so sein, als ob man jedes Mal ein Geschenk auspackt“, sagt Lisa. Ihnen sei bewusst, dass gerade Studenten nicht ausschließlich handgefertigte, ökologisch zertifizierte Kleidung kaufen könnten. „Aber ab und zu etwas Gutes darf man sich leisten“, meint Martin. „Wie einen Sonntagsanzug.“

Sophia Neukirchner

Meldungen

Voll vegan

Leipzig ist von der Tierrechtsorganisation „Peta Deutschland“ zur vegan-freundlichsten Stadt des Jahres 2014 bestimmt worden. Nach einem dritten Platz hinter Berlin und München im vergangenen Jahr steht sie in diesem Jahr an der Spitze. Das liegt daran, dass in der aktuellen Bewertung alle Städte mit mehr als 600.000 Einwohnern ihres „unschlagbaren“ veganen Angebots wegen ausgeschlossen wurden. Aber auch Leipzig bietet eine „unendliche Anzahl an veganer Verpflegung“, wie es auf der Internetseite von „Peta“ heißt. Besonders hervorgehoben werden die veganen Törtchen der „Cygne Café Bar & Épicerie“ in Connewitz und das Catering von „Dominiques veganen Spezialitäten“, der vegane mexikanische Imbiss „Atacolyse“ in Connewitz und der rein vegane Laden „Vegan leben“. Passend zur Auszeichnung ist es in der Leipziger Universitätsklinik von nun an möglich, ein veganes Gericht zu wählen. Das gilt sowohl für den Speiseplan der Patienten als auch für die Mitarbeiter in der Kantine. Die sächsische Landeshauptstadt Dresden belegte im Ranking von „Peta“ den sechsten Platz. *fia*

Wagenburg

Die Wagenplatz-Gemeinschaft auf dem Jahrtausendfeld in Plagwitz muss den Bauplänen der Stadt Leipzig weichen. Auf dem Jahrtausendfeld sollen eine Grundschule und ein Stadtquartier entstehen. Die Stadt ist auf der Suche nach einem alternativen Standort für die Gemeinschaft. Die Bewohner des Wagenplatzes fordern eine langfristige Lösung und ein Mitbestimmungsrecht bei der Auswahl des Areals. Die Stadträtin Juliane Nagel (Die Linke) fordert einen Runden Tisch mit den Bewohnern des Wagenplatzes, den Eigentümern, der Stadtverwaltung und Politikern. Von einem möglichen Umzug betroffen sind auch das Kollektiv „Trailerpark“ in der Schulze-Deilitsch-Straße und der Wagenplatz „Rhizomia“ in Leipzig-Volkmarisdorf. Beide Kollektive stehen mit der Deutschen Bahn und der Stadt Leipzig in Verhandlungen über einen alternativen Standort. *mdo*

Leipzig triumphiert

Die Kommunalen Wasserwerke Leipzig (KWL) haben den Rechtsstreit gegen die Großbanken UBS, Depfa und LBBW vor dem High Court of Justice in London gewonnen. Die drei Banken hatten Forderungen in Höhe von 350 Millionen Euro an die KWL gestellt, die sich in den Jahren 2006 und 2007 mit komplexen Finanzwetten verkalkuliert hatte. Das Gericht urteilte am 4. November, dass den Banken keine Zahlungsansprüche zustehen. Mitarbeiter der Banken hätten im Zuge der Deals zahlreiche Pflichtverletzungen begangen, die die Deals nach Ansicht des Gerichts nichtig machten. Die KWL befinden sich im Besitz der Stadt Leipzig, deren Schuldenberg auf über eine Milliarde Euro gestiegen wäre. Die UBS kündigte an, in Berufung gehen zu wollen. *rlo*

Eine Frage des Glaubens

Bürgerbegehren gegen kommunale Unterstützung des Katholikentags 2016

Ein deutsches Sprichwort besagt, dass der Glaube Berge versetzen kann. Ganz in diesem Sinne möchte das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (Zdk), auf Einladung des Bistums Dresden-Meißen, im Mai 2016 den 100. Deutschen Katholikentag in Leipzig begehren, obgleich es Protest gegen die Finanzierung der Veranstaltung gibt. Im September stimmte der Stadtrat einem Zuschuss von einer Million Euro zu. Weitere Mittel kommen vom Land Sachsen, dem Bund und der Kirche selbst. Einen Monat später regte sich Widerstand gegen die Entscheidung des Stadtrats. Im Volkshaus trafen sich zum ersten Mal die Initiatoren eines Bürgerbegehrens, das den Stadtrat veranlassen soll, den Beschluss außer Kraft zu setzen.

Die Initiative wird von der Piratenpartei unterstützt. Ziel der Aktionsgruppe ist es, bis Dezember 25.000 Unterschriften wahlberechtigter Bürger zu sammeln, um einen Volksentscheid zu erzwingen. Ebenfalls anwesend war der katholische Pfarrer Gregor Giele von der Probsteigemeinde, der sich kritischen Fragen stellte und sich verständnisvoll gab. Giele war es auch, der zwei Wochen später zu einer Infoveranstaltung in die Probsteigemeinde lud.

Dort standen der Generalsekretär des Zdk, Stefan Vesper, und der Geschäftsführer des Katholikentages, Martin Stauch, den Ge-

meindemitgliedern Rede und Antwort. Die Fragen der Gemeindeglichen sich mit denen, die bereits eine Woche zuvor aufgekomen waren.

Kritisiert wurde vor allem die Intransparenz der Organisation des Kirchentages, die auf der Unterschriftenliste des Bürgerbegehrens als einer der Gründe für die Ablehnung angegeben wurde. Einige Gemeindemitglieder mokierten sich über die Hinterzimmergespräche mit dem Stadtrat und bezeichneten sie als „kontrapro-

duktiv“. Um dem Wunsch nach Information der Öffentlichkeit Rechnung zu tragen, ist für den November eine Serie in der LVZ geplant.

Vesper verwies auf die Ziele des Katholikentags, dem traditionell auch evangelische Glaubensbrüder beiwohnen sollen. Die katholische Kirche möchte mit Gläubigen und Andersdenkenden über gesellschaftliche Themen diskutieren. Den Standort Leipzig, in dem die Katholiken eine Minderheit darstellen, hat man bewusst als

Signal für eine möglichst breite Diskussion ausgewählt. Einige äußerten die Befürchtung, dass die Leipziger gar kein Interesse an einer Debatte mit den Katholiken hätten.

Vesper aber betonte, dass man Leipzig aus „Überzeugung und mit Freude“ ausgesucht habe. Auch die Gemeinde blickt dem Ereignis positiv entgegen, befand aber, dass der Millionenzuschuss den Katholikentag auf den schnöden Mammon reduziert. „Kann die Kirche das nicht selbst zahlen?“, fragte ein Mitglied. Vesper blieb in diesem Punkt vage, deutete aber eine schwierige finanzielle Lage an. Ohne die Million müssten Programmpunkte gestrichen werden. Auch die soziale Situation in Leipzig wurde angesprochen. Damit auch ärmere Menschen den Katholikentag besuchen können, soll der Leipzigpass als Eintrittskarte fungieren.

Vesper und Stauch bewerteten den Katholikentag als finanzielle Chance für Leipzig. Die Bürgerinitiative sieht dafür aber keine hinreichenden Belege. Hartmut Thomas von den Leipziger Piraten sagt: „Die Probleme mit der Bezuschussung des Katholikentags sind prinzipieller Natur und beziehen sich nicht nur auf den Faktor Wirtschaftsförderung. Eine Trennung von Kirche und Staat sollte ein Grundprinzip unserer Gesellschaft sein.“

Alexander Sinoviev



„Du sollst deinen Kirchentag selbst bezahlen“

Foto: Piraten Leipzig

Mit studentischer Reisevermittlung nach Afrika

Hochschulgründernetzwerk hilft Studenten in die Selbstständigkeit

Johannes Soeder und David Heidler machten sich im April dieses Jahres selbständig. Mit der Gründung des Leipziger Reiseunternehmens „Akwaba Travel“ haben sich die beiden ehemaligen Afrikanistik-Studenten auf Reisen nach Afrika spezialisiert. In den Gebieten, die sie selbst bereist haben, bieten sie nachhaltige und individuell angepasste Reisen an. Dabei bauen sie auf ihre zahlreichen, vor Ort geknüpften Kontakte.

Bereits vor einem Jahr fingen die beiden mit der Vorarbeit für die Gründung an, indem sie zahlreiche Veranstaltungen des Hochschulgründernetzwerkes Smile besuchten. Dabei lautet die Devise: Sich lieber zu früh als zu spät um Hilfe bemühen, meint Berater Markus Maier vom Smile. Smile ist eine Abkürzung für: Selbst-Management-Initiative-Leipzig. Es gibt acht Standorte, unter anderem in der Ritterstraße und an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK), da Smile eine Initiative verschiedener Leipziger Hochschulen ist. Das Programm richtet sich an Studenten, Mitarbeiter der Universität und Absolventen. Dabei ist es keine Voraussetzung, eine genaue Vorstellung von seiner Selbstständig-

keit zu haben. Bei David und Johannes entwickelte sich die Idee ebenfalls erst während einer intensiven Vorlaufphase.

Bei Smile wurde mit Hilfe einer Rechtsberatung zunächst klar, dass sie aus rechtlichen Gründen keine Reisevermittler, sondern Reiseveranstalter werden. Bei Seminaren und Workshops konnte sich ihre Idee dann entfalten. „Dass wir Coaches mit viel Erfahrung in Sachen Unternehmensgründung hatten, die uns nicht immer alles schön geredet haben, hat uns dabei sehr geholfen“, so Johannes.

Die Vielseitigkeit von Smile zeigt sich in unterschiedlichsten Aspekten, angefangen beim Korrekturlesen des Businessplans über einfache Grundlagenkenntnisse der Unternehmensgründung bis hin zu einem Büroraum, den ihnen Smile für ein Jahr kostenlos zur Verfügung gestellt hat. Finanziert hat sich Akwaba Travel aus eigener Kraft, auch wenn es KFW-Kredite gäbe, die staatlich gefördert und speziell für Einsteiger in die Selbstständigkeit und Unternehmensgründer entwickelt worden sind. „Aber da muss man Menschen von seiner innovativen Idee überzeugen, die nur Augen für Zahlen haben und so ging es



David Heidler und Johannes Soeder von Akwaba Travel Foto: Julia Czerwonatis

schneller und war weniger Papierkram.“, erzählt David.

So wurde aus der Leidenschaft für das Reisen ein Vollzeitberuf. Akwaba Travel bietet überwiegend in Ost- und Westafrika Urlaubsreisen, aber auch Aktivreisen wie Tauchen und Wandern an. Dabei legen sie ein besonderes Augenmerk auf die Qualität ihrer Produkte und den Aspekt der Nachhaltigkeit. „Aus dem Urlaub soll eine Erinnerung fürs Leben werden“, meinen David und Johannes. Neben Reisen, die sie immer in ihrem Programm haben,

planen sie auch nach Maß. Damit haben sie eine Chance sich auf einem kleinen Markt zu etablieren, da Afrikareisen im Programm der Reiseunternehmen noch keine Selbstverständlichkeit ist.

Neben den ganzen neuen Aufgaben bleiben jedoch auch die alten bestehen. David studiert inzwischen Wirtschaftsinformatik und Johannes Ethnologie im Master. „Da bleibt nicht viel Zeit für Freunde und Hobbies“, so die beiden Jungunternehmer. „Man muss sich schon gut überlegen, ob man dazu bereit ist. Aber wir hof-

fen, dass der Ball ins Rollen kommt und wir noch jemanden einstellen können.“

Im Jahr betreut die Initiative Smile etwa 30 bis 40 Neugründungen. Ratsuchende kommen meist mit Ideen, die mit dem eigenen Fachgebiet verbunden sind. Dabei achtet Maier darauf, dass er in seiner Rolle als Coach nur Ratschläge gibt, aber niemals Anweisungen. „Denn es ist wichtig, dass es das Projekt von denen bleibt, die zu uns kommen.“ Die 22 Coaches, die aus verschiedenen Fachbereichen stammen, haben fast alle selbst Erfahrungen mit der Selbstständigkeit gemacht. Sie gehen nach einem Lernansatz vor, der nicht das Lehren, sondern das selbstständige Erlernen fördern soll. Bei den zahlreichen Seminaren und Workshops geht es unter anderem um Finanzierungsansätze oder was ein nachhaltiges Unternehmen ausmacht. Eins kann die Initiative allerdings niemandem abnehmen: den ersten Schritt zu wagen.

Greta-Sophie Strauß

Akwaba stellt am 19.11 auf der Karawan-Messe am Stand 5G17 aus. Weitere Informationen zu Smile und Akwaba Travel findet ihr hier: www.smile.uni-leipzig.de/home/ www.akwaba-travel.de

Digitale Helfer für Studienaufgaben

Kostenlose Software unter urz.uni-leipzig.de

Statistica

In vielen Studiengängen wird die Statistik-Software SPSS zur Datenauswertung eingesetzt. Das Programm ist zwar in den meisten Computerpools der Uni installiert, aber nicht für Studierende frei verfügbar. Eine gute Alternative ist Statistica, nicht nur weil es dank Campuslizenz auch zuhause verwendet werden kann. Statistica hat eine grafische Oberfläche und ermöglicht dadurch, nach kurzer Einarbeitungszeit, die gängigsten statistischen Analysen. Umfangreiche Optionen und eine gezielte Auswahl der Bestandteile der Ergebnisausgabe erleichtern die Arbeit, ebenso die ausführliche und verständliche Programmhilfe, die gleichzeitig als Statistiklehrbuch dient. Außerdem können zahlreiche andere Dateiformate im- und exportiert werden und auch Skripte die in R geschrieben wurden können integriert werden. Apropos R: Die freie Programmiersprache ist ebenfalls eine hervorragende SPSS-Alternative, erfordert aber eine aufwändigere Einarbeitung. Dafür kann man R dann auch nach der Zeit an der Uni kostenlos nutzen, zum Beispiel für volle Kontrolle über alle Details bei der Erstellung von komplexen Diagrammen. Hinweise zur Installation von Statistica gibt es auf www.urz.uni-leipzig.de. Wer lieber gleich R lernen möchte macht sich schlau unter www.wikibooks.de/wiki/GNU_R

Latex

What You See Is What You Mean – an dieses ungewöhnliche Prinzip muss man sich erstmal gewöhnen, wenn man auf das extrem leistungsfähige Textsatzsystem LaTeX (sprich: Latech) umsteigt. Denn im Gegensatz zu Microsoft Word sieht man in LaTeX nicht gleich, wie das Dokument aussehen wird. Stattdessen fertigt man einen Quelltext mit allen zur Formatierung notwendigen Angaben an, der dann beispielsweise in eine PDF übersetzt wird. LaTeX hat zahlreiche Vorteile, die es zu einem der besten Werkzeuge zur Erstellung wissenschaftlicher Arbeiten, vom Protokoll bis zur Dissertation, machen. Es ist stabil und frei verfügbar für alle Betriebssysteme, kann Formeln und mit speziellen Paketen auch Notensatz und Lautschrift darstellen; es lässt sich auf zahlreiche Arten zum Beispiel für das Zitationsmanagement erweitern und erzeugt – zumindest nach Angaben zahlreicher Naturwissenschaftler, Mathematiker und Informatiker – Dokumente, die einfach „schöner“ sind. Der Preis dafür ist die vergleichsweise hohe Einarbeitungszeit und gelegentliches Fluchen über kleinere Macken, wie die Tabellenerstellung. Das Universitätsrechenzentrum bietet regelmäßig LaTeXKurse als Einstieg an, ein sinnvoller Startpunkt für Autodidakten findet sich unter www.wikibooks.de/wiki/LaTeX-Kompendium oder auf www.latex.tugraz.at

Citavi

Citavi ist ein bequemes Literaturverwaltungsprogramm. Bücher und Zeitschriftenartikel können einfach online recherchiert, über den „Picker“ direkt aus dem Webbrowser übernommen oder beispielsweise per ISBN hinzugefügt werden. Beim Erstellen von Haus- und Abschlussarbeiten in Microsoft Word, LibreOffice oder LaTeX werden aus dieser Datenbank Zitate im ausgewählten Zitierstil eingefügt. Dabei entsteht automatisch ein sich laufend aktualisierendes Literaturverzeichnis. Akribisches Kontrollieren der richtigen Platzierung von Punkten und Kommata wird damit überflüssig. Citavi bietet zudem Aufgabenlisten, um nicht den Überblick zu verlieren, und ein Tool zur Wissensorganisation.

Außerdem:

GIMP – ermöglicht als freie Alternative zu Adobe Photoshop Bildbearbeitung. GIMP ist manchmal etwas störrisch, dürfte aber für die meisten Aufgaben, die im Studium anfallen, vollkommen genügen.

Audacity – ermöglicht kostenlos die Aufnahme und Bearbeitung von Audiodateien. Es ist für alle gängigen Betriebssysteme verfügbar.

Thunderbird – erleichtert das Management von mehreren Mailkonten, das spätestens mit Hinzu kommen der Studserv-Mailadresse zum Ärgernis werden kann.

Julia Rohrer

Meldung



Die neue Essensausgabe der Mensa Academica

Foto: Swen Reichhold

Die Mensa der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kommunikation (HTWK) wurde nach mehrmonatiger Modernisierung am 27.10.14 wieder eröffnet. Den Sommer über hatte das Studentenwerk Leipzig Umgestaltungsarbeiten mit Kosten in Höhe von 1,3 Millionen Euro an Dach und Kochtechnik durchführen lassen. Die Mittel dazu stellte der Freistaat Sachsen zur Verfügung.

Im Zuge der Neuerungen wurde die Essensausgabe auf das Einzelkomponentenkonzept der Mensa am Park und der Mensa am Elsterbecken umgestellt. Dieses ermöglicht den Studenten mehr Vielfalt in der Auswahl, da Beilagen und Hauptkomponenten individuell kombiniert werden können.

Die Modernisierung war nötig geworden, da sich Schäden an dem elf Jahre alten Gebäude gehäuft hatten. „Wir wissen, dass ab dem

Sommersemester 2015 eine noch höhere Studierendenzahl am HTWK-Campus an der Karl-Liebknecht-Straße versorgt werden muss, wenn dann auch die Fakultäten Maschinenbau und Energietechnik ihren Sitz aus Markleeberg an den Campus an der Karl-Liebknecht-Straße verlagern“, sagt der Abteilungsleiter für Mensen und Cafeterien des Studentenwerkes, Uwe Kubaile. Bisher nutzen vor allem Studenten der HTWK und der Hochschule für Telekommunikation das Angebot.

„Wir haben in der Mensa Academica ein sehr extremes Bild der Spitzenlasten“, meint Kubaile. Mittagessen gibt es von 11 bis 14 Uhr, die Cafeteria Academica ist montags bis donnerstags von 8.30 bis 16.30 Uhr und freitags von 8.30 bis 15 Uhr geöffnet. Ruhig sei es meist in der Zeit von 11.30 bis 12.30 Uhr.

sjn

Dienstag, 11. November

Workshop

9.30 Uhr: „Praktikum im Ausland“; Career Service; Burgstraße 21; Raum 119.

Vortrag

19.30 Uhr: „Vortragsabend Orgel“; HMT; Grassstraße 8; Großer Saal.

Ausstellungsbeginn

19.30 Uhr: „Widerschein des literarischen Wortes“. Autographische und graphische Blätter aus der Sammlung Gerhard und Brigitte Hartmann; Haus des Buches; Gerichtsweg 28; Foyer.

Mittwoch, 12. November

Vortrag

13 Uhr: „Laser und Stahlwerkzeuge im Spannungsfeld der Energieeinsparung“; HTWK; Koberger Straße 62.

Kolloquium

19 Uhr: „Erzeugen familiäre Beziehungen einen eigenen Typ spezieller Verpflichtungen?“; Universität Leipzig; Ritterstraße 26; Neuer

Vortrag

19.15 Uhr: „Wie beobachten wir Textwelten? Praktiken der Observation als Herausforderung der Literaturwissenschaft“; Universitätsstraße 1;

Ausstellung

20.30 Uhr: „Geschichten ohne festen Wohnsitz. Bildgeschichten von Bettzieche, Brandt, Hesselbarth“; Moritzbastei; Universitätsstraße 9.

Donnerstag, 13. November

Ausstellungseröffnung

19 Uhr: „Schamlos? Sexualmoral im Wandel“; Zeitgeschichtliches Forum Leipzig; Grimmische Straße 6.

Montag, 17. November

Workshop

17 Uhr: „Aus dem Nähkästchen. Wie Unternehmen Personal gewinnen und auswählen“; HTWK Leipzig; Career Office; Geutebrück-Bau; Karl-Liebknecht-Straße 132.

Vortrag

18 Uhr: „Mitteldeutscher Mediendialog: Politik und Wähler in Ostdeutschland und die Rolle der Medien“; Friedrich-Ebert-Stiftung; Burgstraße 25; Einladung anfordern unter Matthias.Eisel@fes.de.

Dienstag, 18. November

Kolloquium

17.15 Uhr: „Zwischen Welttoffenheit und kommunistischer Ideologie. Reformversuch und -grenzen. Bulgariens Kulturpolitik in den 1970er Jahren“; GWZ; Beethovensraße 15; R 3.215.

Donnerstag, 20. November

Vortrag

18 Uhr: „Wie Phönix aus der Asche? Zur Zukunft der Automobilindustrie in Deutschland“; Friedrich-Ebert-Stiftung; Burgstraße 25; Einladung anfordern unter Matthias.Eisel@fes.de.

Freitag, 21. November

Vorlesung

9 Uhr: „Emotionale Verwahrlosung – Gegenstrategien und Interventionsmöglichkeiten“; Neues Rathaus; Martin-Luther-Ring 4-6; Sitzungssaal.

Film

18 Uhr: „La Commune (Paris 1871)“; Galerie für Zeitgenössische Kunst; Karl-Tauchnitz-Straße 9-11; Information und Anmeldung unter assistenz@gfzk.de.

Montag, 24. November

Vortrag

18 Uhr: „Gerade nochmal Glück gehabt? Hochwasserschutz in Leipzig“; Friedrich-Ebert-Stiftung; Burgstraße 25; Einladung anfordern unter Matthias.Eisel@fes.de.

Dienstag, 25. November

Lesung

19 Uhr: „Salafisten: Bedrohung für Deutschland?“; Ariowitsch-Haus e. V.; Hinrichsenstraße 14.

Dienstag, 10. November

Lesung

18 Uhr: „Ende einer Selbstzerstörung – Leipzig in der Friedlichen Revolution 1989“; Stadtbibliothek; Wilhelm-Leuschner-Platz 10; Huldreich-Groß-Veranstaltungsraum, 4. Etage.

Messe

10 Uhr: „8. WIK-Leipzig 2014 – Absolventen- und Firmenkontaktmesse“; HTWK Leipzig; Geutebrück-Bau; Karl-Liebknecht-Straße 132; 3. Etage.

Vortrag

17 Uhr: „Von den Bürgerbewegungen zur urbanen Multitude: Bewegungen und Proteste in Leipzig 1989-2014“; Institut für Geographie; Talstraße 35; Hörsaal.

Mittwoch, 26. November

Vortrag

17.15 Uhr: Studium generale der HTWK: „Heilt die Zeit die Wunden? – Politische Inhaftierungen in der DDR und ihre Auswirkungen auf Betroffene und deren Kinder“; HTWK Leipzig; Geutebrück-Bau; Karl-Liebknecht-Straße 132; 1. Etage, G 119.

Vortrag

17 Uhr: „Die Republik der roten Halstücher – das Pionierferienlager Artek auf der Krim. Vom Schicksal einer Architektur des Aufbruchs“; Specks Hof, Eingang A; Reichsstraße 4-6.

Ringvorlesung

19 Uhr: Studium universale der Universität Leipzig: „Gegen den Strom – Schule im Widerstand“; Hörsaal 1; Universitätsstraße 3.

Donnerstag, 27. November

Exkursion

17 Uhr: „Das Frauenhofer-Zentrum für Mittel- und Osteuropa (MOEZ)“; Neumarkt 9.

Freitag, 28. November

Lesung

18 Uhr: „Leseseminar Masse und Macht (dreitägig)“; Galerie für Zeitgenössische Kunst; Karl-Tauchnitz-Straße 9-11.

Anzeige

LEIPZIGER UNIVERSITÄTS CHOR

W. A. Mozart
SINFONIE
Nr. 40 g-Moll

REQUIEM
KV 626

23. November 2014, 16 Uhr
Peterskirche zu Leipzig

Karten zu 13 EUR / ermäßigt 8 EUR
bei allen bekannten VVK
und an der Abendkasse zu 15 EUR /
ermäßigt 10 EUR

www.uni-leipzig.de/unichor

LEIPZIGER UNIVERSITÄTS MUSIK

MUSIKTRADITION IN JAHRHUNDERTEN

UNIVERSITÄT LEIPZIG

Montag, 01. Dezember

Kolloquium

19 Uhr: „Random sample? Zu den Vorbildern römischer Münznachbildungen“; Augustusplatz 10; Hörsaalgebäude HS 1.

Mittwoch, 03. Dezember

Ringvorlesung

17.15 Uhr: Studium generale der HTWK: „Vom Zwangssystem zum Systemzwang – Dopmentalitäten in Ost und West“ HTWK Leipzig; Geutebrück-Bau; 1. Etage, G119; Karl-Liebknecht-Straße 132.

Ringvorlesung

19 Uhr: Studium universale der Universität Leipzig: „Tradition und Innovation von Bildung in J. K. Rowlings Harry Potter-Romanen“; Hörsaal 1; Universitätsstraße 3.

Donnerstag, 4. Dezember

Vortrag

18 Uhr: „Eine Enklave in Jerusalem: Der Skopusberg 1948 - 1967“; Saal der Alten Handelsbörse zu Leipzig; Naschmarkt 1.

Sonntag, 7. Dezember

Führung

14 Uhr: „Heldentate des Herakles“; Antikenmuseum der Universität Leipzig; Nikolai-Kirchhof 2.

Impressum

student!
Die unabhängige Leipziger Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Fon: 0341/355 204 51
Fax: 0341/355 204 52
online: www.student-leipzig.de

Auflage: 10.000 Stück

Druck: Leipziger Verlags- und Druckereigesellschaft mbH & Co. KG

Herausgeber: student! e. V.
vertreten durch die Vereinsvorsitzenden
Julia-Marie Czerwonatis und René Loch

Geschäftsführer:
Jan Nitzschmann

Anzeigen:
UniAnzeigenPool,
Inh. Eva-Maria Kasimir,
info@unianzeigen.de,
0172 3411082

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Annina Häfemeier, Eva Bretschneider,
Julian Friesinger (Stellvertretung)
chefredaktion@student-leipzig.de

Ressortleiter:
Annina Häfemeier (Hochschulpolitik),
Ariane Dreisbach (Perspektive), Amina
Kreusch (Wissenschaft), Myriell Hermann
(Thema), Anne Uhlig (Kultur), Sofia
Dreisbach (Leipzig), Hannes Rother
(Interview), Sophia Neukirchner (Service),
Niklas Tolkamp (Kalender), Julia Rohrer
(Rätsel), Julian Friesinger (Foto), Eva
Bretschneider (Layout, Online), Vanessa
Gregor (Film).

Redakteure:
Alexander Schuch, Alexander Sinoviev,
Alexandra Hildebrandt, Denis Gießler,
Dennis Hänel, Friederike Ostwald, John
Wieden, Julia-Marie Czerwonatis, Marie

Hecht, Mehmet Dogan, Oliver Reimer,
René Loch

Geschäftsbedingungen:
Zurzeit gelten die Mediadaten, Stand
2013. Alle Rechte und Irrtum vorbehalten.
Die Zeitung und die in ihr enthaltenen
Beiträge und Abbildungen sind
urheberrechtlich geschützt. Nachdruck
oder Vervielfältigung (auch auszugsweise)
ohne Genehmigung des Herausgebers sind
mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen
Fälle verboten. Die Redaktion behält sich
das Recht auf Veröffentlichung und
Bearbeitung von unverlangt eingesandten
Manuskripten und Fotos vor und
übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich

gekennzeichnete Beiträge entsprechen
nicht unbedingt der Meinung des
Herausgebers oder der Redaktion.
Erfüllungsort, Gerichtsstand und
Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung
erscheint monatlich außer in den
Semesterferien und ist kostenlos.

Nächste Ausgabe erscheint am
08.12.2014
Anzeigenschluss ist der 26.11.2014,
Redaktionsschluss am 26.11.2014

SUDOKU!

6			5		3		4	
		5		8				
	8			2	9	1		
1		8				9		2
		6		3		4		
5	3					8		6
		2	3	4				6
				9		7		
	5		2		7			4

		2			7			6
	5			6		8		
9	4		2			7		1
4	3		8					
	8	1		4		9	6	
					9		7	4
2		5			3		1	8
		3		2			5	
6			7			5		

	6	4		3		7	8	
1		5				9		2
			1	2	9			
		1	3		6	8		
	5	2	4	8	7	3	1	
7		9				4		8
3			5		1			6
		6	9		2	5		

4		3	7		8	2		9
	5		6		2			1
				6				
	7		5	1	4			8
5				2				6
	8		2		3			5
2			1		7			5
	9			3				2

Die Zellen des Sudokus müssen so ausgefüllt werden, dass in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jedem dick umrahmten Block mit neun Feldern alle Ziffern zwischen 1 und 9 exakt einmal vorkommen. Die klassischen Sudokus unterscheiden sich von den hier mitabgebildeten Varianten nur darin, wie die zusammenhängenden neun Felder angeordnet sind.

Sudokus wurden, auch wenn der Name anderes nahelegt, von dem Nordamerikaner Howard Garns 1979 unter dem Namen „Number Place“ eingeführt. Populär wurden sie jedoch erst einige Jahre später in Japan unter dem unhandlichen Namen „Suji wa dokushin ni kagiru“ (etwa: „Die Zahlen dürfen nur einmal vorkommen“), aus dem später kurz „Sudoku“ wurde. Im deutschsprachigen Raum wurden die Rätsel sehr viel später populär, ab 2005.

Einfach

2	4			8				
9		5	1	3	7		4	2
	9	3						
	3	2						4
8								6
5						8	2	
						1	5	
7	1		2	9	3	4		5
				5			7	8

Mittel bis Schwer

Seit 2006 organisiert die World Puzzle Federation jährlich die offizielle Sudoku-Weltmeisterschaft. Wer sich fit für die Teilnahme fühlt, oder aus irgendeinem Grund anderen Leuten beim Lösen von Sudokus zuschauen möchte, sollte 2015 nach Bulgarien reisen.

Ein Sudoku muss zu Beginn mindestens 17 Ziffern enthalten, damit es eine eindeutige Lösung haben kann. Um das zu beweisen, ließ Gary McGuire in sämtlichen möglichen ausgefüllten Sudokus alle denkbaren 16-Ziffer-Startpositionen überprüfen. Dabei kamen ihm diverse Überlegungen zur Äquivalenz von verschiedenen Lösungen zu Gute. Das verkürzte die Rechenzeit dramatisch: Nachdem die Berechnungen Januar 2011 gestartet wurden, spuckte der Computer schon im Dezember die Antwort aus.

		4	1			8	6	
7					9	1	5	3
	6						7	
				1	7			8
				9		6		
5			2	4				
	3						2	
2	8	5	6					7
4	9				1	3		

				6	2			
5			8	3			6	
	8				5	4	3	6
8	7						1	
	9						5	
	5						4	9
6	4	5	3				8	
	1			5	6			4
			2	8				

			8					
	3			2				
7		8	1	3	4			9
	8		4					1
			5		3			
4					1		8	
	1		9	7	5	8		6
				6				2
					7			

			4			3	8	5
			9		5	4		
4	5			9	6		3	
			2				4	1
	2		5			7		
7	8				3	9		4
5			3	4				
3				8		1		7

		1			8		2	
	5	3	7					
7	2	6						
	9				1			4
					4			
6			5	2	9	8		
					6	1		
3							4	9
			6					3